Kinderfruehli...

Otto Stoessl



Julius Bard Verlag

OTTO STOESSL
KINDERFRUEHLING

BIBLIOTHEK BARD

16.—17. Band

KINDERFRUEHLING

VON

OTTO STOESSL

NOVELLEN

Umschlagzeichnung und Buchschmuck
von Heinrich Vogeler-Worpswede

BERLIN

BARD, MARQUARDT & CO.

1904

Kinderfrühling.

1

I.

Fragment aus den Erzählungen eines jungen Mannes.

Mein Vater war als Oberförster und Verwalter nes umfangreichen russischen Kreises Herr über ein osses Urwaldgebiet gewesen, als ihn die ersten eutschenverfolgungen zwangen, mit seiner jungen ·au und dem dreijährigen Buben, mit mir, in seine eimat Österreich zurückzukehren. Alle Beziehungen hlten, so musste er die erste Stelle, die sich bot, ınehmen, die eines Dieners bei einer wissenschaft- :hen Gesellschaft, trotzdem er zu Besserem befähigt ar. Aber seine Ruhe und Sicherheit, seine Fügsam- :it und Gelassenheit machten ihn bald zum Faktotum eses Vereins von Gelehrten, die ja immer einen ann brauchen können, der mit Verstand und Händen ıgreifen kann, wo es not tut. Der Verein hatte seinen tz in jenem Sammelplatz organisierter Wissenschaft, dem dunkelhallenden, hochgewölbten alten Uni- :rsitätsgebäude. Dort bekam er seine Dienstwohnung, ıd ich lebte schon als kleiner Junge in der kühlen, n bisschen modrigen und doch so berauschenden uft dieser Bibliothekzimmer, war unter den endlosen, ɔchgestapelten Bücherreihen heimisch und wusste

meine Spiele gerade in diesen Räumen voller Verstecke, gelehrter Schlupfwinkel und wissenschaftlicher Schubfächer herrlich einzurichten. Die ganze wehmütige, stille Stimmung des feierlichen, fast ausgestorbenen Gebäudes und Platzes, dessen Steine eben die tote Gelehrtensprache zu reden scheinen, nahm mich früh schon gefangen, dann abends das leise Herübertönen der Orgel von der alten Jesuitenkirche und das Schlagen der verwitterten Uhr gegenüber, deren Räderwerk man immer knarrend zum rostigen Verkünden der Stunden ausholen hörte. Kam dazu noch das Blättern und Lesen in alten grossbändigen Reisebüchern, Atlanten und in grobgedruckten, kleinen Indianerbüchern, die dämmernde Erinnerung an das Geburtsland, so war eine Abenteuerlust in mir begründet, die nicht der Ferne bedurfte, um einen Tummelplatz zu haben. Viele Möglichkeiten gab es selbst in diesem stillsten Weltwinkel. So fand ich mich, gerade als ich ins Gymnasium kam, in das spannendste Gewirr eines Forschungsdaseins verstrickt. Ich hatte einen Freund, den Sohn einer Wäscherin, der unbeaufsichtigt, sein Leben in einer Höhle unterhalb einer der alten Wienbrücken hinbrachte, wo er als Indianerhäuptling seine Friedenspfeife rauchte, seine Schätze sammelte, — Haufen glänzender Perlmutterabfälle aus den uferlichen Drechslereien herabgespült, — und mich und andere befreundete „Indianerstämme“ empfing. Von da unternahmen wir grossartige Fischzüge und Quappenfänge in die „Wien“, Forschungsreisen stromaufwärts und längs des Alserbachs, als edle Rothäute und vergleichsweise recht gesetzt. Die Schule war dabei natürlich eine

Störung und in meinem ersten lateinischen Schulheft standen zwei „ganz ungenügend“, die ich zwar sorgfältig geheimhielt, ohne jedoch den allgemeinen, schlechten Stand der Dinge meinem Vater verbergen zu können, der ein wahrer „Gottüberall“ über meinem Leben stand. Eincs Tages, als wir gerade feierlich auf einem Erdhaufen in der Höhle sassen und die Friedenspfeifen rauchten, erschien er, wie aus der Erde hervorgewachsen, unter uns, fasste mich ruhig an der Hand, führte mich schweigend nach Haus, ohne auch nur ein Wort über mein Treiben weiter zu verlieren. Wie man oft über einen Zufall erfreut ist, der einen Knoten zerhaut, den unser Ungeschick geknüpft hat, war auch ich durch dieses Zwischentreten des Schicksals eigentlich erleichtert.

Am nächsten Tag liess er mich mein Bündel schnüren und sagte, dass ich zu seinem Freunde, dem hochwürdigen Herrn Kooperator bei Maria am Gestade kommen solle. Dort werde ich bis auf weiteres in Kost und Wohnung bleiben und in meinen Studien überwacht werden. So begann also wieder ein neues Abenteuer. Mir war ja natürlich das Leben nichts als eine Kette von Erstaunlichkeiten gewesen. Und als ich gar die köstliche, graue Kirche sah und das kleine Pfarrhaus dabei, den hochgelegenen, wie eine Insel im lebhaften Stadtmeer abgeschlossenen alten, engen Platz und den feinen, spitzen Turm, der weithin sehen musste, die hohen Fenster, die alten Stiegen, die hinanführten, da machte ich mich auf allerhand Köstliches, Neues gefasst.

Der Herr Kooperator, ein Mann etwa in der Mitte der dreissiger Jahre, bewohnte zwei Zimmer

des Pfarrhauses. Bescheiden und ernst eingerichtet, ohne das Herkömmliche zu vermeiden, hatten sie doch etwas Eigenartiges; das machte wohl die niedere Wölbung, die weisse Tünche, der nackte, gut gescheuerte Holzboden, die alten Kommoden und allerhand gestickte Decken, Tücher, Behänge, mit denen die bescheidenen Ripsmöbel, von weiblichen Pfarrkindern wohl, waren geschmückt worden. Ich fand auffallend wenig Dinge, welche an die Religion und an den Seelsorgerberuf des Hausherrn erinnerten. Ich entsinne mich nur eines braven Stiches nach Rafaels Sixtina und eines schwarzen Kreuzes, das über seinem Bette hing. Das kleinere der beiden Zimmer bekam ich angewiesen. Ein Tisch mit grosser Lade stand beim Fenster. Um fünf Uhr früh trat der geistliche Herr, vollständig angekleidet, glatt rasiert vor mein Bett, weckte mich. Dann musste ich geschwind aufstehen, mich waschen, meine Kleider und Schuhe putzen, mich anziehen und von der nahen Milchmeierei unsere Frühstückmilch und zwei Stücke Brot holen. Hierauf frühstückten wir zusammen und dann nahm er mich vor, fragte mich aus nach allen meinen Aufgaben. So wurde es Zeit zur Schule . . . Sicher und gestärkt ging ich hin und kam hungrig zu Mittag zurück. Das Mittagessen nahm der Pfarrer in einem kleinen Gasthaus in der Nähe der Kirche ein, im Honoratiorenzimmer mit einigen Lehrern, Beamten und alten Männern, ich hatte einen kleinen Tisch in der Schenke für mich, wo ich für zwanzig Kreuzer täglich mein einfaches, gesundes Essen bekam. Sah ich durch die Glaswand wie der Pfarrer drin zahlte, so musste ich geschwind aufbrechen und vorangehen.

Denn wenn er nach Hause kam, musste ich bereits zurück sein. Und dann ging wieder das Lernen an. Er prüfte mich, besserte alle schriftlichen Arbeiten aus und wiederholte alles solange mit mir, bis es fest sass und ich mich im redlichen Wissen ruhig und leicht fühlte. So war es meist fünf oder sechs Uhr geworden, dann erhob er sich ... Und aus dem ruhigen, ernsten, als Lehrer immer vom kleinen Burschen entfernten Mann wurde nun ein freundlicher, heiterer. Er hatte jetzt ordentlich ein anderes Gesicht, gab mich ganz frei und liess mich fort, wohin ich mochte, oder er ging auch mit mir, oder ich blieb zu Hause, indes er seine Gänge machte. So wurde es bald Abend, wo ich mir um ein Sechserl Nachtessen kaufte. Er hatte in seinem Wirtshaus seine Tisch- und Spielgesellschaft und verblieb da ziemlich lange, so dass ich längst schon zu Bette lag und schlief, wenn er nach Hause kam.

Geraume Zeit lebten wir so zweisam für uns hin und doch spürte ich niemals Langeweile oder Unbehagen. Nie hatte ich das Gefühl, der Mann sei mir fremd oder herrisch. Die gute körperliche und geistige Zucht gab mir jene richtige Anspannung aller Kräfte, die so nötig und wohltuend ist, die den ganzen Menschen leiblich und seelisch stärkt, sicher, munter, siegreich macht, des Tages jede Faser seines Wesens übt und endlich abends ihn mit der gesundesten Müdigkeit dem herrlichsten Schlaf überlässt.

Wenn er nachmittags fortging, empfahl er mir noch die kleinen Schachteln mit bunten Heiligenbildchen der besondern Obhut. Er war nämlich

Katechet an der Mädchenschule und sammelte Marken, wie es üblich ist, zur Befreiung von Heidenkindern und zu allerhand exotischen Bekehrungen. Die Schulmädchen pflegten ihm nun ihre Markenvorräte zu bringen, wofür er ihnen je nach Grösse und Wert der Sammlung grössere oder kleinere, einfachere oder buntere Heiligenbildchen mit frommen Bibelsprüchen schenkte, glühende Herzen von Pfeilen durchbohrt, die Mutter Gottes auf goldenem Grund, Engel in Wolken, das Vaterunser in farbigen Lettern u. dgl. Eine besonders verschlossene und sortierte Gattung von Bildchen aber hiess er mich aufsparen für die Veronika. Wie ich später erfuhr, war diese kleine Veronika das Kind einer besonders glaubensseifrigen Frau seines Pfarrsprengels und darum der besondere Schützling meines Lehrers.

Eines Abends, als er wieder fort war, kam die Veronika. Ein zehnjähriges, blondes Kind . . . „Ist der hochwürdige Herr zu Haus?" . . . „Nein" . . . „Wirklich nicht?" . . . „Nein . . . sag ich dir!" . . . „Was möchtest du denn?" . . . „Ich möcht ihm Marken bringen" . . . „So gib's halt mir . . . ich werd's ihm schon geben". . . . „Nein, . . . das mag ich nicht". — Sie hatte zu meiner Ehrlichkeit offenbar kein Zutrauen. — „Ich geb dir aber was Schönes" . . . Sie schwieg erst und zögerte. Dann: „Was gibst mir denn?" . . . „Heiligenbilder" . . . „Was denn für welche?" . . . „Schöne" . . . Sie stand noch immer draussen . . . schon halb abgewandt zum Fortgehen. Endlich war die Neugierde stärker. „So lass's anschau'n". Sie kam hinein und ich zeigte ihr die schönsten, für sie bestimmten . . . Nun lieferte sie

mir endlich ihre Marken aus. Übrigens muss ich noch sagen, dass ich für den lebhaften Markenhandel und Tausch in der Schule bereits Verständnis gewonnen hatte und betrügerisch genug war, die wertvolleren Marken hübsch in die eigene Tasche zu stecken, wogegen ich ein paar Kreuzer oder einige andere Sachen, die gerade für mich Wert hatten, eintauschte. Mit meiner Hilfe dürfte also der gute Kooperator wenig Sklaven befreit und wenig Heiden bekehrt haben. Seine Heiligenbildchen nahmen rascher ab, als seine Markenvorräte zu. Und er sah wohl das Defizit, aber da er nichts darüber sagte, vermute ich, dass ihm die ganze Geschichte entweder nicht allzu wichtig war, oder dass er meinen Betrug merkte, aber nicht sehen wollte. Wie er überhaupt ruhig und still blieb, gewähren liess, was gewährt bleiben durfte und nur dann, aber dann mit Sicherheit und immer mit genauem Mass einschritt, wo es nötig war. So kam bald die Veronika häufiger mit ihren Marken. Und endlich erwirkte der Kooperator, der mir auch ein wenig Gesellschaft gönnen wollte, da ich ja durch meine jetzige Lebenseinteilung ganz abgeschlossen leben musste, dass die Veronika täglich nachmittags zu mir spielen kam und auch morgens in aller Früh an meiner statt für uns die Milch holte, da dies sich doch für den Gymnasiasten vielleicht nicht mehr recht schickte.

Am Samstag aber war der grösste und beste Tag der ganzen Woche für mich, und seit dieser Zeit ist er mir so lieb geworden, dass er mir eine Art Schicksalstag für das ganze Leben geblieben ist.

Mein Feiertag. Was ich mir Gutes, Angenehmes tun kann, das beste Glück, das ich mir bereiten kann, die Stimmung eines goldenen Abends im freien Feld, der stille, innere Gesang eines gehobenen Gemütes, die Ruhe und Sanftmut, welche ein schönes Buch, ein Lieblingsbuch mit wunderbarer Ergriffenheit über unsere Seele senkt, alle diese mannigfachen und holden Gefühle verspare ich mir seit dieser frühen Zeit mit seltsamer, vielleicht barocker Genügsamkeit auf diesen einen Tag, in ihm das Ziel, den Inhalt und die ganze Bestimmung einer langen, mühevollen Woche zusammendrängend. Am Samstag nun liess er mich früher als gewöhnlich vom Lernen los und blieb auch abends zu Haus. Am Samstag war nämlich die grosse Reinigung und Räumerei seiner Wohnung, wobei wir beiden Kinder helfen durften und sollten. Da wurden alle Bezüge von den Möbeln gehoben, alle Teppiche zum Klopfen auf den Hof gebracht, die paar Bilder von den Wänden genommen, die Betten abgeräumt und frisch bezogen. Und überall mussten und durften wir Kinder mit Hand anlegen. Da offenbarten sich die Geheimnisse der Schränke, der Laden in der alten braunen Kommode. Der Duft von Lavendel vermengt mit dem Pfeifengeruch stieg aus allen Ecken hervor und dazu der des scharfen Staubes. Die Luft hatte etwas ganz Geheimnisvoll-Aufreizendes, Berauschendes. Wir Kinder waren ganz ausser uns vor Vergnügen. Es wurde nichts mehr gelernt an dem Tag und zur Belohnung für unsere Arbeit bei der Räumerei blieb der Herr Kooperator des Abends zu Hause und gab sich mit uns ab. Das heisst:

als es Abend war, alle Läden der Schränke und alle Thüren wieder zu, alles ausgeklopft, gebürstet und gereinigt, alle Bilder wieder an der Wand und alle Behänge wieder auf den Möbeln waren, kurz, als das weisse gewölbte Zimmer wieder in Reinlichkeit und Ordnung leuchtete, so gegen halb acht Uhr abends liess er uns aus der Speisekarte des Stammgasthauses aussuchen, was unser Herz begehrte. Wir durften ein köstliches Mahl zusammenstellen: gebackene Schnitzel und Gemüse und Salat und Torte und Obst und sogar ein Glas Bier oder Wein. Dazu gab er uns Geld genug auf den Weg mit, einen ganzen Haufen, meinten wir. Und wir mussten in einem eigenen Tragkorb das Essen vom Gasthaus holen. Wie herrlich schwer war der Korb, an dem wir beide trugen! — Kamen wir zurück, so hatte er, immer heiter aufgelegt, gewiss irgend eine Fopperei oder einen pädagogischen Scherz ausgedacht, wobei er eine gewisse Derbheit, die in seinem gesunden, kräftigen, wienerischen Wesen lag, keineswegs vermied. Ich erinnere mich, dass er einmal sauber aus schwarzem Papier einen kleinen „Schwaben" ausgeschnitten hatte. Und als wir nun bei Tische sassen, praktizierte er ihn plötzlich auf die Schüssel Gemüse. Veronika schrie auf, wie alle Frauenzimmer, bei solchem Anblick. Ich aber rief tapfer: „Ich ess ihn auf!" Ein andermal hatte er uns sogar einen wirklichen lebendigen „Schwaben" auf den Teller gesetzt. Wieder schrie Veronika. Und ich rief wieder: „Ich ess ihn auf." Da sagte er ruhig: „Na . . . bitte, Chineser." Und ich, mein Wort zu halten und um nicht für einen Grosssprecher

zu gelten, nahm das Tierlein zwischen die Fi
und sicher hätte ich es kaltblütig gegessen, wer
es mir nicht gerade noch zur Zeit aus der H
geschlagen hätte, lachend und doch ernst,
nicht böse, weil er auf Wahrhaftigkeit im Wort
hielt.

So lebten wir Wochen und Wochen.

Und wieder an einem Samstag war es . . .
beginnenden Frühjahr . . . Wir waren von der I
und von der Mühe müder als sonst. Da sollten
wieder im Tragkorb das Essen vom Wirtsh
holen . . . Ich erinnere mich noch wie heute. D
wir den Korb am Henkel zusammen trugen. Jec
mit einer Hand ihn fassten . . . So gingen wir
steile, hohe Stiege hinab. Wie das kam, dass
auf einmal gar nicht weiter gehen konnten, weiss i
nicht . . . Aber jede Stufe wurde uns schwerer .
Wir blieben endlich mitten auf der Stiege stehen .
Und nun schob ich meine Hand . . . Oder schc
Veronika die ihre näher heran! . . . Wir beide näherte
unsere Hände einander . . . bis sie nebeneinand
lagen . . . so dass die Finger einander leise berührten .
So lagen die beiden Kinderhände beisammen, wi
weisse Geschwister in einem Bett. So standen wi
einen Augenblick . . . Wie lange, weiss ich ja nicht . .
Einen Augenblick und eine Ewigkeit. Dann plötz
lich, wie von irgendwem aufgescheucht, rannten wi
die Stiegen hinab, in einem tollen Lauf, den Korb
haltend und nun schon mit den Händen auseinander-
gerückt, ins Wirtshaus und ebenso toll zurück,
atem- und besinnungslos, bis wir wieder rot, erhitzt,
still und fast traurig beim Tisch sassen und auffallend

einsilbig blieben, so dass der Koperator uns in Ruhe liess.

Seit diesem Abend ging wieder eine lange Zeit hin . . . Ich dachte nur selten, wie in besonders guten Augenblicken an das Geschehnis von der dunkeln Stiege . . . Da kam ein Ereignis, das mir meine Liebe zur Veronika — ja, es war doch wohl eine wahre, grosse, erste Liebe — zu Bewusstsein brachte . . . Ich hatte mein erstes Schulheft, in dem jene zwei „ganz ungenügend“ standen, dem Vater und dem Pfarrer sorgfältig geheimgehalten, aber eine merkwürdige Scham hinderte mich, es zu verbrennen. Und wie man ein drohendes Schicksal in irgend einen Zukunftswinkel schiebt, hatte ich das Unglücksheft ganz zu hinterst in die Lade gesteckt. Eines Abends, ich hatte mich ganz lustig herumgetrieben, kam ich heim und fand in meinem Zimmer den Pfarrer und Veronika. Ihn ernst und sehr zornig, Veronika mit rotgeweinten Wangen, bebend vor Aufregung.

„Was ist das da? . . .“ fragte der Kooperator und zeigte mir das verhängnisvolle Heft. Da kam die Wahrheit an den Tag . . . Und ich bekam zum erstenmal vom Pfarrer Schläge . . . Dass die Veronika um meinetwillen geweint hatte, das ergriff mich so sehr. Sie hatte also um mich gelitten! Jetzt erst drückte mir mein Geheimnis das Herz ab.

Wieder an einem Samstag hatten wir besonders viele gute Sachen gegessen, und deshalb schickte uns der Kooperator noch ein wenig spielen auf den Platz, um uns vor dem Schlafengehen Bewegung zu machen. Zugleich sollte ich dann die Veronika nach Hause begleiten. Wieder schlichen wir uns über die

dunkle Treppe hinab ... Still ... Da auf einmal waren wir zu einem Fenster gekommen. Durch dieses schien der weisse Mond ... Ich fühlte, heute müsse ich es der Veronika sagen ... Das ... Es ... Ich wusste nicht recht was eigentlich, oder warum ich es sagen sollte. Aber dass ich es musste, war gewiss ...

Unten begann Veronika plötzlich zu laufen ... Warum? ... Sie lief. War in ihr mein Gedanke wach geworden und hatte mein Knabenmut ihre Weiberangst geweckt, oder ihre Scham, oder ihren Stolz, ihre Angst, oder ihre Lust, den Mann zu reizen und mit ihm zu spielen? ... Sie entlief mir ... Und ich ihr nach ... Zuerst froh, sie einzufangen ... Sie lief. Aber ich konnte ihr nicht nachkommen. Sie lief. Ich spannte meine ganze Kraft an, sie holte ich nicht ein, schon war sie um die Kirche herumgelaufen, immer über die Stufen der verschiedenen Seiteneingänge setzend ... Ich holte sie nicht ein ... Sie lief. Ich rief sie ... Zuerst lachend, dann angstvoll, wie in einem schweren Traum vor grosser Gefahr: „Veronika!" „Veronika!" Sie aber hörte nicht. Oder wollte nicht hören ... Sie lief, und ich sah nur ihr Röckchen flattern und ihren blonden Zopf um die Schultern baumeln ... Sie lief. Auf einmal bog sie in die Seitengasse ein ... Und rannte unaufhaltsam weiter ... Ich ihr nach ... Hoffnungslos ... Es kamen die Lichter, grosser belebter Strassen, sie lief ... Zum Hause ihrer Eltern ... Sie lief. Fast war sie schon beim Tor ... Sie lief. Da rief ich mit meinem äussersten Atemzug, in wilder, trotziger Verzweiflung: ‚Jetzt hätt ich dir

ıs gesagt, Veronika ... Das wirst du nun nie fahren ...“ Sie lief. Und endlich verschwand sie ı Flur ... Ich schlich nach Hause zurück. — Nie ehr war von dem Geheimnis zwischen uns die ede ... Denn nun war es doch gesagt.

Wir hatten dann eines Tages noch einen Kame-.den bekommen, einen wunderlichen, slovakischen uben, den der Kooperator auch unterrichtete. Nun aren wir am Samstag vier zum Spielen. — Wir spiel-:n ein Spiel, an das ich mich nicht genau erinnere. ch weiss nur, dass jedes von uns den Namen einer Blume bekam. Veronika wollte nur immer das Veilchen ıeissen. Der Slovak wollte auch immer das Veilchen ıeissen, aber Veronika mochte auch nicht für ein :inzigesmal den Namen aufgeben, und ich war immer lie Primel ... Und dann musste jedes auf die Frage, velche Blume es am liebsten habe, antworten ... Der Slovak antwortete nur immer geradeheraus: „Das Veilchen“ ... Weder die Veronika aber, noch ich sagten unsere Namen ... Ich nannte immer die Blume des Kooperators, oder des Slovaken und niemals das Veilchen ... Und Veronika nannte immer die Blume des Kooperators oder des Slovaken und niemals die Primel ... Einmal spielte auch mein Vater mit ... Und als Veronika und ich wieder einander zu nennen auswichen, lachten der Vater und der Kooperator ... Und dieser sagte „Du Chineser ... Warum sagst du denn nicht auch einmal: „Das Veilchen? ...“ „So!“ sagte ich entschlossen und war nicht dazu zu bringen, ihre Blume zu nennen.

Nach ein paar Wochen war das Schuljahr zu

Ende. Ich ging mit meinen Eltern über die Ferien aufs Land, und als ich im Herbst wiederkam, blieb ich als gebesserter zu Hause ... Die Veronika sah ich nun nicht mehr ...

Als ich etwa sechzehn Jahre alt war ... Man hat da den gewissen kecken und vorlauten Atheismus, der sich so grossartig erhaben vorkommt ... Da stand ich einmal und sah der Fronleichnamsprozession zu ... Wie man den Baldachin vorübertrug ... Dann kamen weissgekleidete Mädchen mit gar kunstvollen Lockengebäuden ... Und in ihrer Mitte trug den weissen Polster: Veronika ... Nun war sie grösser geworden ... Und die goldenen Locken lagen ihr wie ein Heiligenschein um das Gesicht und mit einer heiligen Miene von Stolz, Angst und Freude trug sie den weissen Polster, ihn behutsam weit von sich haltend ... Mich sah sie nicht ... Ich lächelte überlegen ... Bald war die kleine Heilige vorüber ... Und dann habe ich sie nie mehr wiedergesehen. Und sie war doch für mich bestimmt. Nie mehr habe ich die Veronika wiedergesehen! —

II.

Aus der Schule.

Der Lehrer Baumgart stand mit den Mädchen der zweiten Bürgerschulklasse einer Meidlinger Schule auf der Sophienalpe. Um Mitte Juni hatte er endlich doch den obligaten Sommerausflug mit ihnen machen müssen. Jedes Jahr sagte er sich freilich nachher: „Nie mehr wieder! Man kann sich ja doch nicht die aussuchen, die man mitnehmen möchte, da geht man so mit einem Haufen junger Wilder durch eine Natur, die sie nichts angeht, die sie nicht einmal sehen, von der sie nichts wissen wollen und die für sie nur gut genug ist, eine Ausrede für einen halben Tag ungezügelter Wildheit abzugeben. Die paar Stillen gehen da mit, ganz verlassen und verirrt. Und man kann sich gar nicht einmal mit ihnen abgeben.“ — Und das nächste Jahr, wenn wieder der Frühling kommt, sagt der Lehrer Baumgart doch wieder am Ende: „Es ist deine verdammte Pflicht . . . Die Kinder kommen ja so selten hinaus. Wo sollen sie denn da was von Natur wissen und von einer Lerche, oder einer Buche . . . Und dann, selbst wenn sie die schöne Naturanbetung gar nicht haben . . . Wenn sie gar nicht einmal wissen, wie wunderbar

das alles ist, so atmen sie doch die reine, freie Luf und spüren die ganze Kraft. Da muss ihnen doch der Lehrer helfen, sonst kommen sie ja gar nicht dazu.“

Und so war er wieder mitgegangen.

Über Dornbach und Neuwaldegg waren sie hinauf gekommen, hier oben war die Ess-, Ruhe- und Spielpause. Dann wollten sie über Hütteldorf zur Bahn hinab.

Zwei Mädchen hängen an seinem rechten und linken Arm. Er kann sie gar nicht los werden. Das sind die wildesten und dümmsten in der Klasse. Heut aber, einmal im Jahr, wollen und müssen sie sich die Gunst des Lehrers erzwingen, ob er mag oder nicht ... Es haben schon andere den Versuch gemacht, sie zu verdrängen ... Denn neben ihm zu gehen, gilt als grosse Auszeichnung ... Aber die Weiss Marie B (er hat vier Weiss Marie in der Klasse, so teilt er sie alphabetisch ein) und die Stephanie Wittasek haben sich mit Faustschlägen, Kratzen, Fusstritten gewehrt und den Platz behauptet.

Es wird gespielt „Katz und Maus“, „Den Dritten abschlagen“, „Mucketzen“, „Der Geier und die Herde“. Die Kinder schreien, jauchzen, jammern durcheinander ... Jeden Augenblick gibt es eine Gekränkte, die schmollend weggeht und in den Büschen für fünf Minuten ihrem Seelenschmerz nachhängt, um dann, als sei nichts geschehen, wieder zurück zu kommen. Man darf sich nicht viel darum kümmern. Jeden Augenblick binden ein paar an und wälzen sich im Rasen. Da nützt es gar nichts, wenn er ruft und befiehlt und droht ... Heut ist heut! ... Dann

gehen wieder Paare von Freundinnen verschlungenen Armes durch den Wald, das sind die „belesenen“ aus den „besseren Häusern“ ... Wie es eben in Meidling „bessere Häuser“ gibt ... Die Tochter eines Reisenden und die eines wohlhabenden Gemischtwarenhändlers, die eine schlau, in einem auffallenden roten Kleid, mit einem sehr frechen Gesicht, sehr eingebildet, die andere gutmütig, dick, wohlgenährt. Die Tochter des Reisenden hat schon den ganzen Weg über erzählt von den Stoffen, die ihr „Papa“ mitbringt und die „Mama“ zur Schneiderin gibt, und dabei hat sie immerfort allerhand Schleckwerk im Mund, die Tochter des Gemischtwarenhändlers hatte eine grosse Schachtel davon mitgebracht und erklärt, sie könne davon haben, soviel sie wolle. Im Geschäft habe der Vater ja davon die schwere Menge. Das sind die Freundschaften ... Auch andere gehen Arm in Arm, reden kein Wort, denken keinen Gedanken, sondern lassen ihre Füsse wandern, wie sie wollen ... Sie raufen Gräser aus und kauen an den Halmen, sie bewerfen einander mit Sonnenschirmen und Hüten ... Mädchen zwischen 12 und 14.

Die Natur beginnt ... Er sieht ihnen zu und staunt ... Wie viel er da doch zu sehen bekommt. ... Die Umsicht über die Berge ... Wie in den Alpen ist es hier, so viel Hügel wälzen sich übereinander und liegen Rücken an Rücken ... Blau in der Ferne, weithin verdämmernd unter dem glühenden Himmel ... Und hier die Menschenherde da ... In der Schule kann er nicht viel sehen, nur hier und da einen Zug von ungefähr, einen unwillkürlichen Zufall,

der etwas enthüllt, etwas Gewaltiges oder etwas Grauenhaftes, kleine Gemeinheit, stille Sehnsucht, einen Zug merkwürdiger Schönheit, unabsichtlicher Poesie ... Aber an diesem freien Tage ist es auch wie eine Aussicht, die sich ihm erschliesst, auf eine ganze Menschheit ... Das sind die Frauen, die künftigen Mütter, das ist das Leben ... Und doch wieder nur Mädchen zwischen 12 und 14 ... Dumme, ausgelassene, aber auch schon gemeine, schon jetzt verlorene ...

„Kinder ... Jetzt schaut euch um, eh wir gehen. ... Seht euch die Berge an ... Dort die Warte ganz drüben im Westen ... Wo ist denn Westen? Wo schaust du denn hin Steinschaden, weisst du nicht wo Westen ist? ... Das ist der ‚Tulbingerkogel' ... Und daneben, links der ‚Tropperg' ... Und ganz weit drüben, das ist der ‚Oetscher'. Und im Süden das ‚Eiserne Thor' und der ‚Anninger'" ... Er ist allein ... die Kinder tummeln sich um ihn herum und hören ihm nicht einmal zu ... Das ganze Reden ist ja doch Unsinn ... Sie spüren ja doch nichts. Wenn sie sich wohl fühlen, wie die Kälber auf der Weide, ist das nicht das allerbeste? ... Er steht und sieht sich die Aussicht an und sieht auf den Himmel, der allmählich blasser wird, an dem goldene, kleine flockige Wolken vorüberziehen ... „Also seht euch einmal um, bevor wir gehen?" Und noch einmal nennt er alle Berge, die er kennt und wohin alle Täler führen. Ein gutes Stück von Niederösterreich entfaltet sich vor den Blicken und rollt seine Höhen- und Talzüge auf ... Die Tochter des Gemischtwarenhändlers steht neben ihm, gelangweilt,

kauend ... Er wird nicht müde, immer aufs neue die sonnige Aussicht zu deuten ...

Endlich gähnt sie: „Alsdann gehn wir!"

Der Lehrer Baumgart schüttelt still verzagt den Kopf ... Für euch ist diese schöne Welt geschaffen!

„Also gehen wir," sagt er schliesslich selber.

Endlich bricht er auf.

„Bitte nein."

„Bitte, Herr Lehrer Baumgart, noch ein kleines bisserl" ...

„Nein Kinder, wir müssen schon gehen, sonst kommen wir zu spät nach Hause ... Also auf, räumt eure Sachen schön zusammen, vergesst nur nichts. Habt ihr eure Hüte, die Jacke, die Schirme? ... Wollt ihr euch nicht doch noch die Aussicht ansehen?" ... „Bitte ja," sagt Weiss Marie C, ein sehr dummes, gutmütiges, folgsames Kind. „Du wirst grad etwas sehen bei der Aussicht!" denkt er sich. „So sind die, die uns folgen ... Die ganz Dummen schauen sich die Aussicht an auf Befehl."

„Bitt' Herr Lehrer, ich find meinen Kragen nicht ... Es hat ihn wer versteckt" ...

„Bitt', die Steinschaden ist nicht da ... Sie weint" ...

„Lasst sie nur, sie wird schon kommen" ...

Langsam, durcheinanderspringend setzt sich der Zug in Bewegung.

„So geht doch ordentlich ... schön zu zweien" ... Er ordnet sie. Wieder bilden sich die Paare, kaum hat er sie aufgestellt, reisst sich wieder eine los und will mit einer anderen gehen. Endlich ist der Zug beisammen.

„Jetzt wollen wir aber singen ... BeimMarsch ... Also" ... Und jetzt singen sie ... Alle die Volkslieder, Kinderlieder, Marschlieder, die sie in der Schule lernen.

„Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern" ... Sie singen das abgemessen im strengen Takt, schulmässig, wie sie es gelernt haben, sie wissen dabei kaum etwas von der Lust des Wanderns und Gesanges, von der Schönheit der Lieder ... Nichts ... Und doch klingt das seltsam rein und rührend zusammen, aus diesen frühen, klaren, noch geschlechtlosen Stimmen, die Melodie, das Lied an sich, ohne Bewusstheit, ohne „Vortrag", ohne Empfindung tönt da ... Die Natur, die nichts von sich weiss, die lebt, will, stark ist ... Nicht böse und nicht gut, nicht heiter und nicht traurig.

Die kleine Steinschaden kommt nach.

„Na, kommst du heut doch wieder mit ... Auf dem Ausflug ist dir die Schule recht? ... Was? ... Sonst kommst du einfach nicht."

„Ja ... Bitte, ich muss halt kochen für den Vater und auf die Kleinen muss doch auch wer aufpassen."

Dabei ist diese Steinschaden ein Ding, das wie neun, nicht wie vierzehn Jahre alt aussieht ... Wie oft muss er die Kinder anzeigen, die ungerechtfertigt aus der Schule ausbleiben ... Dann geht der „Herr Schuldiener" mit dem Mahnschreiben hin ... Und dann heisst es: „Die Mutter liegt krank, die Kleine muss die Geschwister hüten," oder „sie muss mithelfen bei der Arbeit" ... Oder der Vater sagt: „mir gibt niemand was auf mein' Zins, auf mein Essen, auf

meine Plag, i muss mir die Kinder selber erhalten, soll'n sich nicht um die Schul kümmern ... Da geht's auf einmal wen an, was ich tu und was ich nicht tu ... Sagen's dem Herrn Lehrer, er soll sich um seine Sachen scher'n, nicht um die meinigen" ... Dann geht der „Herr Schuldiener" noch einmal hin und warnt, der Ortsschulrat straft die „säumigen" Eltern ... Mit zwei Gulden, im Nichteinbringungsfalle mit zwölf Stunden Arrest ... „Na, so wir' i halt amal schlafen hingehn in 'n Arrest" ... Das war der Vater der Steinschaden. Und das Kind möchte eigentlich gern in die Schule gehen ... Wenn es von Zeit zu Zeit kommt, passt es auf, folgt dem Unterricht ... Was will man machen ... Darum, dass der Vater ordentlich zu leben hat, sorgt sich niemand, aber darum, dass sein Kind in die Schule geht, bekümmert sich auf einmal die hohe Obrigkeit mit aller Strenge ... Als ob ein Kind da was lernen könnte, die paarmal, die es gerade in die Schule kommt ... So traben sie bergab ... Der Lehrer Baumgart bald an der Spitze des Zuges, bald am Ende, wie ein Schäferhund, jetzt knurrend, jetzt freundlich, jetzt ruhig, jetzt zornig.

Ganz abseits von den andern mit einem Stock, den sie sich irgendwo gefunden und zurecht gemacht, geht ein stilles Kind ... Das ist das merkwürdigste der Klasse ...

Die Romana Thüringer ... Schon der Name hat ihn seltsam angeklungen, als ihn das Kind zum erstenmal sagte ... Damals, in der ersten Klasse war sie ein stilles, ruhiges Kind ... Aufmerksam, fleissig; sie machte alles so geschickt, so selbstver-

ständlich, es fiel gar nicht auf, es war einfach in der Ordnung. Hier und da kommt es über Kinder — er hat das am liebsten, wenngleich er nie etwas dazu tun darf, denn wie sie Interesse dafür merken, nützen sie's aus — dass sie ein unbezwingliches Bedürfnis haben, zu erzählen, von ihrem Leben, von ihrem Treiben zu Hause, von ihren Gewohnheiten, Vergnügungen, frühen Sorgen. „Bitt, wir waren gestern in Mariabrunn" . . . Vor acht, ehe der Unterricht beginnt, oder um 10 in der grössern Pause, wenn er in der Klasse ist, fängt eine so an und erzählt und gleich fällt eine zweite ein, und eine dritte, ein „bitt" löst das andere ab . . . So zwitschert alles durcheinander, bis er plötzlich ein Ende macht und die Bücher aufschlagen lässt. So fing einmal die kleine Romana Thüringer zu erzählen an . . . Es war vom Wald und von Ausflügen die Rede . . . Sie gingen jeden Samstag fort, der Vater und die Mutter und sie . . . Schon Nachmittag, ein paar Stunden weit . . . Dann übernachteten sie im Wald und standen schon wieder um 3 Uhr auf und gingen „brocken": Kräuter, Früchte, Wurzeln, was es gerade Brauchbares gab . . . Weit draussen im Wald. Und erst Sonntag Nacht kamen sie wieder zurück . . . Der Vater war Taglöhner, die Mutter ging ins Waschen, wusste er . . . Das Kind war wunderlich vertraut mit den Blumen, mit allen den stillen, zartverschwiegenen Vorgängen der Natur, von denen er den andern als von fremden, ihnen unbegreiflichen Dingen erzählte . . . In der zweiten Klasse war sie dann zu Anfang des Schuljahres gekommen, ob sie weiter in seiner Schule bleiben dürfe, sie wohne

draussen in Hetzendorf. Ja, ob ihr denn der Weg nicht zu weit sei. O nein, meinte sie, sie möge in keine andere Schule ... So blieb sie denn in seiner Klasse ... Jetzt ging sie da wieder für sich, ganz still, ruhig, selbstverständlich, unauffällig, wie immer. Sie hatte ein Büschel Kräuter in der Hand. Die andern hatten Blumen abgerissen, Boukete gebunden, um sie wieder wegzuwerfen. Hier und da kam eine mit einer Blüte, „Bitt, Herr Lehrer Baumgart, was ist denn das?" Und wenn er ihr den Namen gesagt hatte, warf sie dann gleichgültig die Blume weg ...

„Nun, Thüringer, was hast du denn da?"

„Bitte, Herr Lehrer Baumgart, das sind bittere Kräuter, die sind für den Husten!" ... Dabei ging sie nicht auf dem Weg, sondern über die Wurzeln und das Gestrüpp, durch den Wald selbst und während sie ruhig sprach, erblickte sie plötzlich irgend eine Pflanze, pflückte sie und wanderte weiter mit ihrem Stecken.

„Ja, woher weist du denn das?" ...

„O bitte, die Mutter braucht das für den Husten" ...

Und du kennst dich wohl gut aus im Wald ... Bist ganz zu Haus da, gelt?"

„O ja bitte" ...

„Du bist wohl gern im Wald, nicht wahr?" ...

„Ja, bitte. Das ist ganz wie im Dschungel" ...

Gleich schrieen die andern: „Bitte ja, gleich kommt der Rickidickidack" ...

„Ah, habt ihr euch das gemerkt; vom Dschungel" Er hatte ihnen unlängst aus dem Dschungelbuch von

Kipling vorgelesen ... Rickidickidack, den spassigen Namen hatten sie sich gemerkt ...

„Also kannst du dich noch erinnern, an die kluge Schlange und an die Elephanten, die mitten in der Nacht zusammen kommen ... und an die Affen“ ...

„Bitte, aber hier sind keine wilden Tiere,“ sagte eine ...

„O, die machen mir nichts,“ sagte die Thüringer ...

„Du hast deinen Stock, gelt, da wehrst du dich?“ fragt der Lehrer ...

„O nein ... Wen sie kennen, dem tun sie nichts“ ...

„Du würdest auch ihre Sprache verstehen, gelt, weil du in ihrem Wald zu Haus bist,“ sagte der Lehrer freundlich.

So geht sie, den Kopf zu Boden gerichtet, aufmerksam auf jede Blume, still, besorgt ...

„Nun, kommst du noch oft hinaus am Sonntag in den Wald?“ fragte er sie weiter ...

„Nein bitte, jetzt gar nicht mehr, die Mutter ist krank.“

„Was fehlt ihr denn.“

„Bitte, sie hat Lungenentzündung und liegt“ ...

„So ... Da hast du dich heut wohl gefreut, dass du wieder einmal hinauskommen kannst? ... Aber heut kannst du nicht im Walde schlafen, nicht wahr? ... Und im Mondschein Beeren brocken? ... Hast du dich niemals verirrt bei Nacht, draussen? ...

Und wieder antwortete das Kind ruhig, gelassen, klar auf seine Frage, der Lehrer spricht mit ihr und

wundert sich ... Wie ruhig doch ein Kind ist ... erst später beginnt die Unruhe und Verwirrung, aber die Kinder, die wirklichen Kinder sind doch alle klar, bestimmt, einfach, da gibt es keine unklaren Gefühle, keine verworrenen Gedanken ... Nur erwachsene, unverständige Beobachter legen das innere Leben der Kinder so aus. Sind selbst unruhig und machen unruhig ... Merkwürdig. — Bei denen ist doch das Elend zu Hause, Sorge, Verdruss, Krankheit, Hunger, sie hören doch alles, lernen alles kennen, viel zu früh und sind doch klar, ruhig, kühl ... Wissen von nichts, lachen, raufen ... Die Ruhe, das ist der tiefste innere Schutz der Kindheit. Er erinnert sich, dass die kleine Romana einmal einen Schulaufsatz geschrieben hat, der ihn eigentümlich ergriffen hatte durch seine selbstverständliche Wahrhaftigkeit. Sie hatte ihr Wohnzimmer beschrieben ... Das war die Aufgabe ... Sie hatte die Breite und Höhe angegeben. Das Fenster ging in einen Hof; sie hatte geschrieben, dass drei Fenster da wären, vor einem stehe eine spanische Wand, denn das war vermietet. Ein Tisch in der Mitte. Der Hof, ist sehr dunkel, die Mutter sieht nicht einmal am Fenster gut genug beim Nähen ... Aber, wenn das Frühjahr kommt, hatte sie geschrieben, wird der Himmel über dem Hof blau und „in unser Zimmer scheint die liebe Sonne" ... Der Ausdruck „liebe Sonne", war ihm in dem sonst so einfachen Aufsatz, der so ruhig diese grauen vier Wände beschrieb, als seltsam ergreifend aufgefallen ... Er konnte sich das Leben dieser armen stillen Leute vorstellen, grau, dumpf ... Der Hof ist eng, trüb, stinkt wohl auch, hat kein Licht ...

Und wenn der Frühling kommt, wird doch auch hier der Himmel blau und auf ein paar Augenblicke scheint auch in dieses Zimmer die „liebe Sonne". Und dieses Kind fühlt das wirklich . . . Diesem Kind ist die Sonne lieb! —

Es hatte etwas merkwürdig Verschlossenes, nur selten fing es zu erzählen an . . . Auch wenn man sie fragte, antwortete sie nur gerade das Nötigste. Es kam wohl vor, dass sie tagelang aus der Schule ausblieb . . . Da gab es irgend eine dringende Arbeit, bei der sie mithelfen musste. Sie brachte einmal einen Flitterstern hervor . . . Sie nähte derlei Christbaumschmuck . . . für fünfzig Stück bekamen sie zwei, drei Kreuzer . . . Dann nach solchen Arbeitstagen, konnte sie wieder nur sehr schwer mit dem Lernen zurechtkommen, aber ruhig holte sie das wieder nach . . . Ein anderer Lehrer hatte sie ausschulen wollen, wegen Unpünktlichkeit . . . Sie fiel ja sonst gar nicht auf, war sie unpünktlich, nun so war sie eine lästige Schülerin, wie eine andere, man musste sie strafen. Und wozu sollte man sich mit ihr plagen, die doch in einen andern Schulbezirk gehörte; so soll sie eben dort in die Schule gehen und der Herr Kollege in Hetzendorf soll die Mahnschreiben an ihre Herrn Eltern richten, wir haben ja mit unsern Kindern aus unserm Bezirk genug zu schaffen . . . Da hatte sie sehr geweint und gebeten, sie möchte dableiben . . . So hatte man sie wieder gelassen . . .

Nun war der Zug an die Hauptstrasse gekommen, das schöne Tal und die Berge lagen wieder hinter ihrem Rücken . . . Die Kinder wurden einsilbiger . . .

„Bitte ich hab einen Durst“ . . .

„Bitte ich auch“ . . .

So liess er sie denn an einem Auslaufbrunnen Halt machen und tränkte sie . . . dann treibt er seine Herde weiter . . .

Noch einmal plätscherte ein Auslaufbrunnen . . .

„Bitt' darf ich Trinken?“ . . .

Vor fünf Minuten hatten alle getrunken, jetzt wollten sie wieder . . .

So waren die Kinder, so war sein „Menschenfrühling“, sinnlose, geschwätzige, äffische Geschöpfe . . . Der Lehrer Baumgart treibt sie zornig weiter.

„Ihr seid doch ein Gesindel . . . Habt ihr denn nicht eben erst getrunken. Müsst ihr denn wie's liebe Vieh von allem haben, ohne Sinn, wisst nicht wann ihr hungrig und durstig seid, schaut dass ihr weiterkommt, 's ist spät“ . . .

Und endlich hatte er sie in den Eisenbahnwaggon gebracht . . . Alles schrie durcheinander, wechselte die Plätze, lachte, kreischte, weinte, drängte sich um ihn, stiess sich um die Bänke.

Die kleine Romana Thüringer stieg in Schönbrunn aus, von da hätte sie's am nächsten nach Hetzendorf sagte sie, die andern fuhren bis nach Meidling, wo der Lehrer Baumgart sie endlich erlöst absetzte und wieder bei sich sein „Nie mehr“ schwur. —

* * *

Der Lehrer Baumgart behielt seine Klasse . . . Zu Anfang des Herbstes, als die Schule begann, war auch die Romana Thüringer wieder da, — aber

verändert. Grösser geworden, hatte sie nicht mehr die alte, freundliche Ruhe, sondern etwas Verscheuchtes, Verhärmtes in ihrem Gesicht, das auch blasser war, als sonst. Auch in ihren Kleidern war sie verändert. Früher hatte sie zwar arg verwaschene, aber stets reine, ausgewachsene, aber niemals zerrissene Perkal- oder Barchentkleidchen getragen, jetzt erschien sie zerzaust, nicht ordentlich gewaschen, sie steckte in Kleidern, die offenbar von einer erwachsenen Frau herrührten, dabei aber zerrissen, unordentlich, schmutzig waren, es fehlten Knöpfe und Bänder. Alles passte nicht zu dem stillen Kind, das sie gewesen. Im Unterricht war sie freilich noch dieselbe . . . Ja, sie schien noch lernbegieriger als sonst, sie fieberte ordentlich vor gespannter Aufmerksamkeit, ihre Ohren glühten, sie bemühte sich qualvoll, mit den andern Schritt zu halten. Aber es ging nicht. Sie blieb zurück. Wenn man sie prüfte, war es doch nichts, sie hatte nichts gelernt und auch mit dem, was sie behalten hatte, wusste sie nichts zu beginnen, ihr Gedächtnis konnte, was sie im Unterricht gehört hatte, nicht miteinander verbinden . . . Zuerst sah man noch, wie sie sich Mühe gab, doch eine ordentliche Antwort herauszubringen, bald aber liess auch diese Anstrengung nach; als hätte sie den vergeblichen Kampf aufgegeben, so stand sie da, den Kopf zu Boden gesenkt, schwieg beschämt und ganz unglücklich, das sah man ihr an . . . Dann blieb sie aus der Schule aus.

„Was ist denn mit der Thüringer?“ fragte der Lehrer Baumgart einmal die Kinder.

„Bitte, sie läuft immer davon . . . Ihre Mutter

ist gestorben und der Vater hat noch einmal geheiratet ... Sie hat gesagt, sie kriegt so viel Schläge und sie mag nicht mehr nach Haus."

Nach ein paar Tagen kommt sie wieder in die Schule ... Ganz verstört und unordentlich.

„Ja, was hast du denn, Thüringer, was ist denn mit dir geschehen? Musst dich doch zusammennehmen ... Geh zuerst hinaus zum Brunnen und wasch dich" ...

Das Kind, das in der Bank aufgestanden war, bricht auf einmal in ein qualvolles Schluchzen aus. Sie sagt, man hört die Worte nur in unsäglich traurigen Stössen: „Ich geh nimmermehr nach Haus ... Nein ... Ich mag nicht ... Soll mich der Vater schlagen!" ...

Nachher erfuhr man, sie ginge immer wieder durch, der Vater und die Stiefmutter behandelten sie schlecht. Das Kind sei natürlich trotzig. Dann prügelt der Vater auf sie los. Endlich entläuft sie. Tagelang bleibt sie aus ... Treibt sich im Wald herum, so lange sie's aushält, bettelt auch wohl, und dann zwingt sie entweder der Hunger, oder die Polizei, die sie auffängt, nach Hause zurück.

Endlich wurde der Schulbesuch immer unregelmässiger ... Und da sie nicht zum Bezirk gehörte, schulte man sie doch aus. Der Lehrer Baumgart, der sich vergeblich ihrer angenommen hatte, sah sie noch sich schluchzend davonschleichen, als müsste sie von dem Letzten fort, das noch aus der bessern Zeit geblieben war ... Er rief sie an: „Thüringer, musst nicht weinen, halt dich doch ordentlich zusammen, du kommst ja jetzt bald aus der Schule,

bist ja ein grosses Mädel, bald vierzehn Jahre, da kannst du doch was Vernünftiges anfangen. Musst doch gescheit sein".

„Herr Lehrer Baumgart, bitte, behalten sie mich, bitte, ich mag nicht zum Vater zurück und zur Stiefmutter."

„Ja, Kind Gottes, was soll ich denn mit dir anfangen, ich kann da nichts tun, musst halt schön brav sein und dich vertragen, wirst ja auch selber schuld sein, nicht? . . . Geh schön . . . Und wenn du vielleicht irgend was brauchst, einen Rat, oder wenn ich dir sonst helfen kann, so komm nur her zu mir . . . du weisst ja."

Also sie geht. Sie sagt nichts mehr . . . Kinder können ja zu ihren Lehrern nie viel sagen, das Wort stockt im Mund, und was sie schliesslich sagen, das kommt kahl und kalt heraus, und alles ist in eitel Respekt abgestorben. Wunderlich, wie diese Schule für dies Leben eingerichtet ist! Hier und da möchte sich der Lehrer Baumgart wohl einlassen mit den Kindern, sie fragen, sich erzählen lassen, helfen . . . Aber wo anfassen, wie weit gehen? Es gibt gar keinen Ausweg . . . Sie verstehen's ja auch nicht. Mitleid? . . . Sie wissen ja nicht einmal, dass sie leiden und wie sehr . . . Die ganze Sentimentalität ist ja so falsch . . . Wenn man unter ihnen gelebt hat, tut man eben seine Pflicht und lässt das Werkel gehen, dass sie das bisschen verstehen, was sie lernen . . . Ihr Leben aber, das Leben, um dessen willen er doch da ist, das lässt er vorsichtig links liegen. Er quält sich freilich oft damit. Lehrer! Lehrer! . . . Aber hilft ihm denn wer? . . . Er sorgt sich auch

:nug mit seiner Familie! . . . Ist schon früh grau ge-
orden . . . Avanciert nicht. Nach der Schule heisst
; Stunden halten und abends Gewerbeschule bis um
:un, damit man mit den Seinen das bischen Aus-
ommen hat, und da soll man noch was Übriges
n? Leben! Leben! . . . O, hier und da spürt er es
hon, was er sollte, er wäre schon der Richtige, er
irde wahrlich mehr von sich verlangen, als die
ıdern, aber ihm ist ebenso alle Möglichkeit ver-
hlossen, wie den Kindern, zu leben. Zum Teufel,
an steht eben in der Wüste da . . . Nicht einmal
einem rechten Gewissen hat man Zeit. So hat
ıer unter vielen innere Sendung und Beruf und
:ht auch das verkommen und verderben, wie die
men Kinder selbst, denen er ein Führer sein soll.
ıd ist nur ein armseliger, hoffnungsloser Schul-
:ister . . . Wer nicht Herr des Lebens sein kann,
llte nicht Lehrer sein . . .

So geht der Unterricht gleichförmig hin. Einser,
'eier, Dreier, Sittennoten, Belobungen und Strafen,
ıchsitzen, dann hie und da ein Kapitel, das den
hrer Baumgart selber interessiert, dann bringt er
cher mit und liest vor, wie damals aus dem
'schungelbuch". Und die Kinder sitzen da, staunen
icklich . . . So wachsen die Tage zu Wochen und
onaten an und wälzen Stein um Stein zu einem
ben, das wieder nur ein wüster Haufe ist, kein
nvoller, wohlgeordneter Bau.

Einmal kommt um zwölf Uhr Mittag die Romana
üringer an . . . Sie steht vor der Klasse des
hrers Baumgart und erwartet ihn.

„Küss die Hand," sagt sie, als er, nachdem alle

Kinder paarweise das Klassenzimmer verlassen hatten, heraus kam.

„Ah, die Thüringer, grüss dich Gott, wie geht's?"

Merkwürdig sieht das Mädchen aus, mit wirrem Haar und einem Blick, ganz anders ruhig, als ihr Kinderblick vom vorigen Jahr.

„Ich bitt, Herr Lehrer Baumgart, möchten Sie mich nicht bei Ihnen lassen, den Nachmittag . . . Ich hab keine Schul heut und da möcht ich im Lehrmittelzimmer bleiben, Karten zeichnen."

„Na ja, wenn du keine Schule hast, bitte, dann kannst du gern bleiben!"

Sie sieht ihn an. Sie möchte wohl noch etwas sagen — schweigt aber.

Und er: „Karten zeichnen, das ist halt was für die Thüringer Romana, da macht man allerhand Reisen auf der Landkarte bis nach Indien und mitten ins Dschungel hinein, weisst du noch?" Sie sah ihn an . . . „Bitte ja, Herr Baumgart!"

Beim Nachhausegehen dachte er: „Wie mich das Kind angesehen hat, das vergisst man nicht leicht . . . Wie wenn sie sich anklammern möchte an diese Schule, an mich, an alle die Dinge, die sie in ihrer besseren Zeit gewohnt war . . . Armer Teufel! . . . Hat's recht schwer . . . Schon so früh . . . Wie sie immer wieder hieher zurückkommt, wie ein Hunderl zum Grab von seinem Herrn!"

So zeichnete sie den Nachmittag lang Landkarten und kam ein paarmal wieder . . . sass mit ihren früheren Kameradinnen beisammen und schien sogar ganz heiter — als sei sie hier doch ein bisschen von ihrer Last befreit. Später erfuhr der

Lehrer Baumgart, dass sie nicht immer an jenen Nachmittagen schulfrei gehabt hatte, wo sie zu ihm gekommen war. Er erfuhr, dass sie in der neuen Schule nicht viel tauge. Sie bleibe tagelang weg, ohne Grund, es gefalle ihr nicht, dann prügle sie der Vater zu Haus, die Stiefmutter ... Und dann gehe sie durch. Sie sei schon eine ganze Woche fortgeblieben. Da laufe sie dann über Land. Aber das sei noch nicht das ärgste, sie treibe sich auf den Holzplätzen, bei den Steinbrüchen, bei den Ziegeleien herum, unter den Strolchen und Tagedieben. Sie sei in Gesellschaft von halbwüchsigen Burschen gesehen worden. Mit denen strolche sie denn auch herum. Es sei schon längst nichts mit ihr anzufangen, und da sie in wenigen Tagen vierzehn Jahre alt werde, habe man sich Gott sei dank ja um sie nicht mehr zu kümmern, es wäre wohl auch umsonst.

So schwand sie dem Lehrer Baumgart aus den Augen und auch aus dem Gedächtnis.

An einem Junitage des nächsten Jahres ging er einmal zufällig in einer der Strassen von Neu-Margarethen, in dieser trostlosesten Gegend. Die Hitze lag drückend mit einer ungeheuren Last staub-, dunst-, schmutzerfüllter Luft qualmig über den steinstarrenden Strassen, auf denen die Leute mehr taumelten, als gingen. Es war nach sechs, gerade zur Zeit, wo die Arbeiter aus den Fabriken kamen. Noch hörte man die Dampfpfeifensignale von allen Seiten, es strömten von rechts und links Scharen von Menschen, Arbeiter in Blusen mit Pfeifen, mit schmutzigen Gesichtern, stolpernd, Arbeiterinnen,

alte, junge, mit weiten Gewändern, halb offen in der unerträglichen Hitze, voll Schweiss, die Erregung der langen Arbeit und das Fieber der kurzen Erholung im Gesicht, schwatzend, lachend, kreischend, wenn ein lustiger Bursch ihnen mit einem handgreiflichen Witz begegnete.

Baumgart kam an den alten Linienwall ... Wo die Stadtbahn fährt ... Da wächst noch ein bisschen Gras, Kinder spielen halbnackt; alte Frauen, Mütter sitzen mit ihrer Arbeit auf der Erde, als sässen sie auf der Wiese, und nur kümmerliches Gras wächst dort, wie ein Schorf auf krankem Boden. Und neben den Kindern streichen die frechen, verlorenen Burschen herum, einen „Tschik" im Mund, spucken weit aus ... Die Arbeitlosen, die die Nacht erwarten, ihre einzige Treue ... Neben den Kindern streichen die Dirnen und erwarten einen Fang aus den Fabriken. Irgend einen „Herrn".

Der Lehrer Baumgart, der ja oft in die Gegend kommt, geht still seines Wegs. Den Hut in der Hand. Langsam, bedrückt von der schlechten Luft und Hitze.

Eine junge Person geht an ihm vorüber. Er sieht sie nicht. Sie eilt vorbei ... Nach einer Weile kommt sie ihm entgegen. Sagt: „Küss' die Hand" ...

Er sieht sie nicht weiter an. „Grüss Gott," sagt er.

Und wieder macht sie kehrt, holt ihn wieder ein, kommt ihm wieder entgegen. An einer schmalen Stelle des Weges steht er ihr gegenüber ...

Eine kleine, halberwachsene Person, unordentlich angezogen, das Haar in verbrannten Löckchen ge-

kräuselt, in einer schreiend roten Bluse, der schwarze Rock, vorn kurz, hinten nachschleppend ... Ein gelbes Gesicht mit merkwürdig bewegten Augen ... Sie sagt noch einmal „Küss die Hand“ und bleibt stehen.

„Grüss Gott,“ sagt er noch einmal und sieht sie unwillkürlich an ... Jetzt erkennt er sie, denkt „ah die Thüringer Romana“ und will eben etwas sagen. Da spricht sie ihn an ...

„Möchten der Herr Lehrer nicht mit mir kommen.“

Der Lehrer Baumgart steht fassungslos ... Ein furchtbarer Schrecken, eine entsetzliche Angst, eine Qual ohne Namen und Besinnung schnürt ihm die Kehle zusammen.

Dieses Kind! ... Die Romana Thüringer! ... Dieses liebe, merkwürdige, stille, gute Kind ... Die! Die! ...

Er kann nicht ein Wort hervorbringen, nur ängstlich abwehrend und murmelnd, geht er weiter ...

Sie lässt die Hände sinken, die sie unwillkürlich nach ihm ausgestreckt hatte, das Lächeln mit dem sie ihn gegrüsst hatte, das Lächeln, in dem alle Erinnerung der paar schönen Tage ihrer Schulzeit lag, ihre Dankbarkeit, für die sie keinen andern Ausdruck wusste, als diese Aufforderung, mit ihr zu kommen, lag auf ihrem schlaffen Gesicht und als er vorbei war, blieb dies Lächeln eine Weile und erstarrte dann furchtbar.

Der Lehrer aber ging eilig und entsetzt weiter. Das war das Schicksal der Kinder, die in seiner Schule waren ... Und die sollte er zum Leben führen, zu einem reinen, freien, guten, frommen

Leben ... „Religiös-sittlich“ heisst es im Reichs-Volksschulgesetz ... Er spürte einen bittern, bittern Geschmack im Munde.

Das war sein Leben, da lag seine unerfüllbare Pflicht, sein unerreichbares Ziel, dazu war er auf der Welt ... Nie war ihm sein Dasein, sein armes, geplagtes, ärgerliches, mühevolles, zweckloses Dasein schwerer auf die Seele gefallen, als in diesem Augenblick ...

Als er nach Hause kam, lagen die Hefte, die er zu korrigieren hatte, auf seinem Tisch. Er hatte seiner Klasse eine Arbeit aufgegeben: „Der schönste Tag meiner Ferien“ ... Und da erinnerte er sich, dass diese kleine Romana Thüringer damals ein dumpfes Zimmer, das so dunkel war, dass die Mutter bei der Nähmaschine am Fenster nicht einmal genug sah, beschrieben hatte; wie im Frühling der Himmel blau über dem Hof lag und ins Zimmer nun doch die „liebe Sonne“ schien. —

III.

Schmetterlingsjagd.

Als ich ein kleiner Knabe war, im beginnenden Schulalter, wohnten wir den Sommer über in einem der lieben Wiener Waldorte nahe der Stadt. Wie ich die Wochentage mit Spiel und Lesen, allein und mit Kameraden verbrachte, ist mir längst aus dem Gedächtnis entschwunden. Nur an die Sonntage denke ich noch, wo mein Vater, der als Arzt die Woche lang in der Stadt festgehalten war, draussen blieb und sich und mir einen guten Tag machte.

Andere Kinder suchen ihre Helden in Träumen und Büchern, mir galt als einziger Held des Lebens die ergreifende Gestalt des Vaters, eines bescheidenen Arztes, der durch viele schwere Unbill unbeirrt hindurchging, still in den Leiden eines stets widrigen Schicksals lebte, gelassen und ergeben, bis er erlag, der allen Ehrgeiz unterdrückt sah, dem nichts nach Wunsch gelang, dessen Kräfte früh aufgebraucht wurden, ohne dass irgend ein Ziel sich erreichen liess. So konnte er nur eines ganz sein und dies nicht ohne ein stilles, zaghaftes Glück: Vater.

Ein Heldenleben . . . In andern Zeichen,

Schmerzen, Kämpfen als Knaben sonst, lernte ich
das Wesen eines Helden erblicken. —

Früh morgens stand er an meinem Bett, mich zu
wecken. Die Aufregung und das Gefühl eines bevor-
stehenden wunderbaren Tages hatte mich längst ge-
weckt. Aber ich hätte um Gotteswillen nicht die Augen
eher aufgemacht, als bis er an mein Bett trat, um nicht
dies erste Glück zu verscherzen, mich von ihm wecken
zu lassen. Da stand er in seinem schloh-weissen
Rohleinenanzug, einen breiten, längst aus der Form
gegangenen gelben Panamahut auf den dunkeln
Haaren, die er in starken Locken trug. Er lächelte
und ich lächelte. Ein grosses Kind blickte das klein
an, wie ein geheimnisvoller Widerschein. Er rie
leise meinen Namen. Leise sagte ich nur: ja un
sprang aus dem Bett. Ich wusch mich, fuhr in di
Kleider, indes er im Zimmer auf und ab ging . .
In fünf Minuten war ich marschbereit zur Schmette
lingsjagd. Andere mögen von den Jagden de
Helden auf hohes Wild, von denen der Afrikareise
den auf die reissenden Tiere träumen, ich träume vo
diesen Schmetterlingsjagden. Und wonach die Seh
sucht auf der Lauer liegt und hofft und zielt, i
eins, wenn es nur Sehnsucht war, die selbst Glüc
ist und Erfüllung. Rasch tranken wir unsern Morge
kaffee und brachen auf.

Ich hatte die Schmetterlingsbüchse umgehäng
Das Gewehr aber, das grüne Netz war mir noc
nicht anvertraut, das liess sich der Vater nicht nehme
Er trug es über der Schulter, wie eine wirkliche Flint
So gingen wir nebeneinander durch die noch ganz stil
Dorfstrasse, die, ein weisses Band, durch das grü

Tal geschlungen war, er festen, gleichen Schrittes, ich aufgeregt und trippelnd, mit ihm zu kommen. Noch heute spüre ich die Aufregung in der Kehle, wenn ich an die von damals denke, ich konnte nicht ganz tief atmen, so erregt war ich, vor Glück und gespannter Erwartung und schluckte jeden Augenblick. Wir sprachen wenig. Nur der Plan wurde festgestellt. Zunächst zur Scheune des Kleefelds, das gleich nach den letzten Häusern kam. Dort waren die „Segelfalter“ zu Hause, die nicht gar häufig sind und nicht leicht gefangen werden können ... Und dann über den Bach zum Steinbruch. Vielleicht kommt uns eine Libelle in den Wurf; trügerisch sind die Wasserjungfern, sie ruhen scheinbar über der Quelle, schwebend, fast unbewegt und sind mit einem Flügelschlag weit weg. Und im Steinbruch sollten wohl die „Schillerfalter“ zu finden sein, so nannte er gewisse scheue Schmetterlinge mit einem ausserordentlichen Farbenspiel der Flügeldecken.

Da lag das Kleefeld. Blauschimmernd und wieder grün im leichten Morgenwind. Schon die Morgensonne dieses Hochsommertags brannte heiss. An der Wand der Scheune war ein schattiger Lauerplatz.

Ich sass auf einen grossen Feldstein und wartete.

Schon manche Schmetterlinge schwebten zitternd wie weisse Geisterchen über dem Feld. Aber ich empfand nur Verachtung für diese gemeinen Kohlweisslinge, die ruhig sich ihres Lebens freuen durften, da sie doch ganz gewöhnliche Wiesengesellen waren, die kein ordentlicher Kenner und

Jäger sonderlich beachtete. Dumme Buben mochten sie immerhin verfolgen, aber wir! . . .

Doch jetzt . . . „Sieh Vater, da ist einer!“ . . . Ich flüsterte . . . Mein Herz klopfte . . . Der Vater richtete das Netz.

Leicht schwebte ein gelber Falter über dem Klee mit schwachen schwarzen Streifen, welche wirklich wie die Stützbalken eines gelben Segels aussahen. Der erste Segelfalter . . . Ihm, wie allen Schmetterlingen war mit dem zarten Leben, das wie eine sanfte Seele nur gleichsam an einem Faden über der Blume hält und mit dem ersten scheuen Trunk vom Leben das Leben selbst zu verlieren fürchten muss, auch diese Angst eigen, die ihn flattern machte und ihn gar nicht dem Genuss sich hingeben liess, der von den Blüten winkte und ihm zuströmen musste mit all der Gewalt des Duftes dieses jungen, saftigen Klees, der ihm entgegenwuchs und sich ihm bot. Wie ein gelbes Flämmchen zuckte er, schwebte jetzt über einer besonders auserwählten Blume und löste sich doch gleich wieder von ihr, suchte und zitterte und flog weiter. Man kann ihn nur fangen, wenn er endlich einen Augenblick ruht.

Jetzt stand er still, auf einer Blüte die eigene leichte Last wiegend, im Schweben selbst scheu diese Lust des Lebens trinkend. Der Vater hatte ihm von der Seite her daş Netz genähert, das er mit einem Ruck umwendete, so dass es über und über ihm zusammmenschlug. Ich lachte.

Und dann kamen zwei Zitronenfalter. Ihre Flügel waren von höherem, reiferem Gelb, als habe die Sommersonne länger auf ihnen geruht und sie stärker

durchglüht. Sie schienen sich um die Blüten weniger zu bekümmern.

Ganz waren sie sich selbst, dem wunderbaren Geheimnis ihrer Flugs, der tragenden Luft, dem leichten Spiel ihres leichtesten Körper hingegeben. Sie schienen zu tanzen. Über dem schimmernden Feld wehten sie, willenlos scheinbar, nur vom leichten Morgenwind getragen und doch sicher ihrem Trieb hingegeben, in der geheimnisvollen, vergessenen Inbrunst ihres Tanzes. So bildeten sie Wellen und Kreise, beschrieben Figuren umeinander, indem sie einander zu suchen und zu fliehen schienen. Sie zitterten und schwebten, und schienen nichts zu wissen, als dies: Schweben und Leben über dem blauen Feld. Auch über sie schlug das Netz zusammen, so dass ein Tod diese beiden vor einander sehnsüchtig fliehenden Leben vereinigte. Nebeneinander ruhten sie nun schön und still und glühend gelb in meiner Büchse.

Nun gingen wir längs des Baches dem Walde zu. An Weiden vorbei. Dar Licht klirrte in den leichten Wellen des seichten Wassers. Da schwirrten die blauen Libellen. Das sind kühnere Geister des rätselhafteren Elements. Als wären sie weit klüger durch alle die Gefahren des Wassers, und kühner, übermütiger durch all diese beständige Bewegung, über der sie zittern, waren sie unserer Lauer, dem plumpen Netz überlegener, als die einfältigen Kinder der Wiese. Sie scheinen schmachtend über dem Wasser zu hängen, fromm, leicht zu fangen mit einem Schlag, gleich aber sind sie weit weg, wo sie von neuem dies Spiel beginnen und überaus schein-

heilig ihr schillerndes Gewebe der Flügel beschaue
lassen in lauernder Gefallsucht. Die langstielige
Leiber bleiben ruhig, starr, nur die schmalen oft gar
grossmaschigen Flügel schwirren oder ruhen über dei
Wasser, so sind sie trügerisch, wie eben die Nixe
der Sagen und Märchen, die in den Quellen zu Haus
sind, in den Quellen, die rauschen, die so kühl un
traulich tun und doch aus der Höhe der Berge herat
stürzen und alle Kräfte der unbezwinglichen Natu
in ihrer rauschenden Bewegung sammeln, in jenei
Quellen, die so kühl, so unberührt, so freundlicl
locken. Die Libellen sind die zarteren, aber wirk
lichen Bachseelen. Sie rächen ihre holderen, gut
mütigeren, unbefangeneren Schwestern, die Schmetter
linge der Wiese, die in törichter Anmut leicht ins
Netz gehen, durch ihre kühne, kalte Klugheit, mit
der sie uns narren, so manchesmal liessen sie mich
des guten Wiesenwegs vergessen und lockten mich
mitten in den Bach hinein, aus dem ich nass, beschämt
unverrichteter Dinge mich zurückziehen musste.

Schon brannte die Hitze, als wir beim Stein-
bruch anlangten. Da trieben die Schillerfalter ihr
Wesen, ihren köstlichsten nannte der Vater „Eisvogel".

„Siehst du, da fliegt einer." Ruhig, königlich
einfach glänzte der Schmetterling auf, immer am Netz
vorbei flog er hoch in die Luft. „Warte Vater,
gleich wird er sich wo niedersetzen." Weit gefehlt.
Wir gingen ihm lange nach. Unmüde schwebte er
uns voran, leicht, sicher, stolz, ein königlicher Falter,
wie die blauschwarze, unnahbare Einsamkeit des
Waldes selbst, hinter dessen grauen Stämmen er
endlich verzitterte.

Am Saum des Waldes ruhten wir aus, hinter das stete Rauschen der lichten Buchen, über den seidenblauen Himmel, über den silberne ken zogen, wie die unerreichbarsten Schmetter-:, die kühle und ruhige Bewegung des Waldes Rücken, vor uns die gelben Felder, das sonnige Strasse, Bach und das ferne Dorf. Himbeer-den stehen mit reifen Früchten neben uns. Flinke :er laufen uns über den Weg, gerade in die Büchse, die leichteste Beute.

Und das Butterbrot schmeckte. Die Zunge lief ich schwatzte ... Ich weiss nicht was, aber die ırte liefen eilig und unermüdlich, wie Käfer.

Und dann belud ich mich mit Blumen, brachte ı ganzen Wald, die ganze Wiese mit nach use.

Da wir geboren werden, legt man uns an die ıst der Mutter. Sind wir der entwachsen, so st man uns laufen, wie wir mögen, und so läuft der ensch weg von der Natur, bis er als erwachsener emdling ihr mit all seiner Sehnsucht gegenüber-eht und sie nie mehr besitzt ... Da ist es gut und eise, wenn ein Vater das Kind, das längst der utterbrust entwachsen, in die Arme der Natur legt, r wiedergibt, was ihr gehört, ihr nie genommen erden soll, ihr nie entwächst.

Sie ist immer da ... Es gibt böse Mütter, die ennoch Kinder haben ... Grausames Geheimnis er Natur, welche nicht einmal denen, deren Seele iftig, kalt und böse ist, die Fruchtbarkeit entzieht ielleicht ist es, weil über allem Menschlichen, über llem Erbe von Geschlechtersünden die unwandel-

bare Güte der Natur wacht, die alles wieder g
macht, was sich vertrauend an ihre Brust legen wi

So blieb in mir das Bild dieser Jugendsomme
tage und in ihrer Mitte die breite Gestalt mein
Vaters mit dem schlohweissen Anzug, dem verbog
nen gelben Panamahut, das Netz über der Schulte
und der Blick dieser guten, lächelnden, kindliche
grauen Augen, die ich in seltenen Stunden auf m
ruhen fühle, wie ein Abglanz meiner selbst: de
Kindes, das ich war, des Kindes, das er war, de
mein Vater gewesen ist.

Und über alles Gift und alle Qual eines frü
wissenden, das heisst früh leidenden Lebens sie
dennoch dies Bild: Vater und ich, zwei Kinder a
der Schmetterlingsjagd, Wiese, Bach, glühender Stei
bruch, lichter, grüner Wald, Schmetterlinge, wei
Berge und Sonne!

IV.

Am Brunnen.

Von Hütteldorf, dem westlichsten Wiener Vor-
rt, der schon ganz draussen an Wiese, Wald und eld liegt, steigt gegen Norden rasch ein breites elände an, das zu mächtigen Waldhöhen führt, ber die man talauf- und absteigend, am Saum der ussern Wiener Vororte und immer in gewisser Höhe eht. Abwärts kommt man dann nach Ottakring nd Hernals, bleibt man oben auf den Scheiteln der lügel, so kann man gut an einem Nachmittag hügeluf- und ab, wiesenauf- und ab, bis zur Donau hinberkommen, zur Linken immer Wald und zur echten bald frei, bald durch Dunst und Rauch erdeckt die Stadt, deren Lärm zwar nicht bis hieer dringt, die aber doch dem Blick zu schallen nd zu brausen scheint. Im Sommer bewegt sich ängs dieser schmalen Wege eine ununterbrochene ette von Menschen, die sonst stille, anmutig freie egend, hallt von Stimmen, ist voll von Farben öcke knittern, Gespräche, Geschrei, Lärm, Gesang, ufe, Sonntagshörner, Kreischen, bunte Kleider, arbige Hüte, flatternde Bänder, wehende Sacktücher,

geschwenkte Schirme, lichte Mädchengestalten, schwer-hinwandelnde Mütter, lachende Kinder.

Auf diesem Gelände, noch beim ersten Anstieg, gar nicht weit vom Orte Hütteldorf selbst und doch durch die verhältnismässige Höhe davon ganz abgeschieden, ganz in den Wiesen drinnen und vor dem höher oben beginnenden Wald steht ein kleines, bäuerliches Haus. Das des Flurwächters, so gut gepflegt, wie es kaum das eines rechten Bauern wäre. Es ist der geliebte Besitz eines Mannes, der die Stadt sehr wohl kennt und weiss, wie schön das Land ist, die paar Felder, die noch um sein Haus herum liegen, die Blumen, das selbstgepflanzte Gemüse, das Obst der runzligen, alten, kleinen Bäume und der rosige Schnee ihrer Blüten im Frühjahr. Der Flurwächter ist ein Mann an der Grenze von Bauer und Städter, er geht zwar nicht mehr in der Bauerntracht, führt keinen Pflug, hat keinen Ochsen, keine Kuh im Stall, hat kein Ackerland und tut keine Feldarbeit mehr, er ist wohl ausser seiner Flurwächterei noch Schreiber in der Kanzlei unten, oder so etwas dergleichen, aber er liebt sein Eigentum mit festerer und treuerer Gesinnung, als ein Bauer oder Städter das seine. Das erkennt man an den schönen Reben, welche an der Südseite des Hauses wachsen, gut hinaufgezogen, an den wohl-begrenzten Beeten von Gemüsen, an ein paar stolz nickenden Rosen, an ein paar feurigen Nelken, an dem guten Zaun um das Ganze. Im Ort unten nimmt man freilich seine Sendung nicht sonderlich ernst. Man nennt ihn den „Grillenwachter“. Von dieser Höhe blickt man weithin in das schöne

Tal, zu Füssen hat man das Örtchen, dessen buschige Gärten aus ihren feuchten Beeten heraufzuduften scheinen und nach allen Himmelsseiten in der Ferne braune, grüne, blassere, blaue Höhen, die immer neue Täler öffnen und mit feinen Linien endlich eine ganze Welt von Möglichkeiten verraten, wohin man blickt, eine weite Welt! Zur Linken aber, ordentlich auf Schussweite und wie im Anmarsch rückt die Stadt heran, nur durch ein Gelände von einer halben Stundenbreite getrennt. Wie eine letzte stille Stätte, wie ein unbegreifliches Stück unberührter Natur liegt das bisschen Wiesenland da. Und hart am Weg steht ein Brunnen, wie man ihn hier im Bereich der Stadt noch nicht oder nicht mehr gewöhnt ist.

Noch hat also die „Hochquellen-Wasserleitung" nicht bis hieher hinaufkommen können oder dürfen. Der Holzbrunnen steht da mit dem langen Schwengel mit einer nachlässigen Würde und Bedeutung, Schlehdorn wächst rund herum. Das muss eine der letzten Quellen sein, früher für den ganzen Ort, jetzt wohl nur mehr für den Flurwächter von Bedeutung. Ja dieses Häuschen steht da, wie ein letzter Sohn einer Bauernzeit, als hier noch richtiges Land war, über das der Pflug strich, auf dem das Gold der Ähren gehoben wurde, wo der Boden noch nicht zur Spekulation mit der bucolischen Sentimentalität der Wiener erniedrigt wurde. Noch sind die letzten „Villen" nicht bis hieher hinaufgekommen, so kennt er das bisschen Wiesenland, wie seine Hand. Für die spazierengehenden Städter bedeutet es eine Welt von blühenden und unendlich mannigfaltigen Sternen, von unbegrenzter Blüte, unversieglich scheinen die

Nester der Primeln, der Huflattich, die Meerzwiebel, Traubenhyazinthen, Löwenzahn und Bocksbart, die Nesseln, der Ampfer, die Schlehen, die kecken, zerzausten Sträucher der Heckenrosen am Hohlweg, die Skabiosen, der weisse, blaue, rosige, gelbe Klee, ihm aber ist es eine sparsame Herrlichkeit, als könnte er jede Blume zählen, die noch da wächst, jeden Stern, der noch da blüht, jeden Strauch, jeden Baum mit einem besondern lieben Namen nennen. Immer drohender wächst die Stadt heran, schon blickt ein neues Haus mit seinem roten Dach wie ein unverschämtes Gesicht von dem Gelände herüber, wie lang wird's dauern, und die ganze Herrlichkeit ist aus. Wie lange wird's noch eine Flur hier oben geben, da kann man schon ein wenig eifersüchtig sein auf diese wenig lohnende Lebensaufgabe, diese letzte Flur zu bewachen, dieses letzte Land im Land, dies letzte freie Wiesenstück. Der vergebliche Hüter des Landes! Als sei seine ganze Sendung eine Grille, nennt man ihn im Ort den „Grillenwachter". —

Er hat schon manchen kauflustigen Mann abgewiesen, der den verlockenden Grund ihm abjagen wollte. An einem der schönsten Julisonntage dieses Jahres, das mit der ganzen Kraft seiner vier Zeiten erschien, mit dem weissen, strengen Glanz eines harten Winters, mit der milden Heiterkeit eines Frühlings voll Blüte, Bläue und Gesang, mit der frühen Hitze eines fruchtbaren Sommers und nun mit der reifen Farbigkeit und entschlossenen Schönheit des Herbstes, in diesem Jahr an dem schönsten aller schönen Julitage, an einem Sonntag voll Sonne,

standen Nachmittags die Kinder des Flurwächters unter ein paar alten Frauen vom Dorf, beim Brunnen. Schon war die erstere Mahd vorbei und die mattere Wiese trug nur mehr zageres Grün, und gewöhnlichere, spärliche Blüte. Es gab meist nur mehr grünliche, gelbliche und schmutzigweisse Dolden mit vielen demütigen Häuptern. Es war ein heisser Tag, und alle Vorüberwandernden schwitzten. Auf das lebhafte Treiben und Gehen sahen die vom Brunnen mit jener guten Ruhe, welche man eben vom sichern Hafen aus hat. Die Kinder des Flurwächters, das waren drei Mädchen, die Älteste vielleicht dreizehn Jahre alt, aber gross und stark, so dass man sie gut für fünfzehn hätte ausgeben können. Gross und braun. Braun, wie von einer südlicheren Sonne gebrannt. Ja hier oben, wo die Sonne, so lang sie überhaupt scheint, frei und den ganzen Tag lang auf Haus, Blumen, Wiesen und Gesichter fällt, ist es leicht, braun zu werden, wie ein Italiener. Überall ist Italien, wo Sonne ist. Ja, die war braun, ihre Haut schimmerte ordentlich, als strahlte von innen heraus eine versteckte Sonne durch. Die Kinder waren ganz leicht angezogen, wegen der Hitze. Die Älteste auch, sie hatte nur ihre weissen Unterkleider an und eine weisse Schürze, so dass sie mit freien Schultern, freiem Hals und freien Beinen, mit freien Armen und freiem Kopfe dastand. Sie hatte ein Krügelglas in der Hand, woraus sie getrunken haben mochte. Jetzt spritzte sie ihre Schwestern daraus an, die lachten und sich freuten. Ab und zu kam jemand vom Weg herüber und bat um Wasser. Die Kinder mussten das gewöhnt sein, denn sie schöpften gleich aus dem

Brunnen, spülten das Glas aus und gaben das volle, kühl angelaufene dem Durstigen, vergnügt darüber, dass sie dastanden und zu tun bekamen, wie eine Wirtin am Schanktisch.

Nun blickte die Älteste aufmerksam auf das Feld hin. Noch weit drüben, mitten durch die Wiese, nicht auf dem Weg, kam ein Bursch allein. Ein vielleicht zwölf- oder dreizehnjähriger. In einem alten, braunen, unordentlichen, zerissenen Gewand, aus dem ein schmutziges Hemd hervorsah. Er ging wüst, als hätte er getrunken und taumelte fast. Und doch sah man ihm an, dass er gewiss keinen Heller besass oder besessen hatte. Er stampfte und taumelte. Er musste von Ottakring herübergekommen sein. Das war die Richtung. Er scherte sich um niemand, sah nichts, hörte nichts, er hatte keinen Freund bei sich. Allein strolchte er den langen, leeren, glühenden Sonntag lang. Konnte ihn auch einer mögen, den schmutzigen Kerl, der nicht einmal am Sonntag gewaschen und geflickt war! Weiss Gott, aus welchem wüsten Loch von Schmutz, Gemeinheit und Gestank er gekrochen war. Man konnte sehen, wie er absichtlich drauf los stampfte mit jedem Schritte so, dass er gewiss etwas Blühendes und Lebendes zertrat. Als er näher kam, sah man, dass er einen Stock in der Hand hatte, keinen gekauften Spazierstock natürlich, sondern einen Stecken, den er im Wald ausgerissen hatte, noch waren Wurzeln und Erde dran. Und mit diesem Stock hieb er vergnügt grinsend um sich, aber nicht etwa so, dass er damit sausend über die Erde hinstrich und nur die Häupter von Blumen mähte, wie

Knaben pflegen, sondern so, dass er mit der Schärfe des Schlags in die Erde traf, so, dass nach jedem Schlag Grasstückchen und Erde aufspritzten, wie Blut. Gerade auf die Dolden hatte er es ganz besonders abgesehen, die mit mehreren Häuptern dastanden, wie ganze, bescheidene Familien. Und die zerstörte er von Grund aus und ging nicht weiter, ehe er so eine Blume ganz ausgerottet hatte. Dabei hörte man ihn murmeln: „Jetzt hau i di; jetzt hau i dir den Arm ab; den rechten Arm, den linken Arm . . . Und jetzt hau i dir den linken ab und den Fuss und beide Füss und den Schädel“ . . . Dann machte er vergnügt einen Schritt weiter.

Nun bemerkte er den Brunnen. Er sah das Kind mit dem Glas in der Hand. Da fiel ihm ein, dass er durstig war und eigentlich trinken könnte. So ging er auf das Mädchen zu. „Geh, gib mir a Wasser.“ Er steht da, schief, den Kopf auf den Boden gerichtet, schon als suche er ein neues Opfer, ganz benommen von der Zerstörung.

Sie schöpft ihm Wasser in das Glas und gibt es ihm. Er trinkt gierig das ganze aus mit einem Schluck, wischt über den Mund und will weiter. Da sagt sie zu ihm: „Was hau'st denn so umeinand, was möcht'st denn du sagen, wann einer dich so hau'n möcht: den rechten Arm, den linken Arm, den Fuss, den Kopf“ . . . Da blickt er auf, sein Gesicht verzerrt sich verlegen. Er schüttelt den Kopf.

„Was geht denn das di an . . . Mi haut kaner so . . . Das gibt's net . . . Und dann . . . Dös gspürt ja nix!“ Und damit haut er auf eine der Schlehenstauden los.

Das Kind sagt nichts weiter. Der Bursch macht

sich wieder auf und stampft trotzig weiter. Hau
wütender um sich. Sie schaut ihm nach.

In einiger Entfernung sieht man, wie seine Arme
schlaff werden, wie er den Stock sinken lässt, ihn
nachschleift und plötzlich, wie ermüdet still vor sich
hingeht, über seine Beine stolpernd, ganz gottverlassen

Vielleicht hat ihn zum erstenmal in seinem
ganzen Leben, zum erstenmal, seitdem er aus seinem
Schmutze hervorkroch ein Strahl einer höhern, reinern
Menschlichkeit getroffen. Vielleicht. Vielleicht is
das ein Strahl gewesen, der ihn die grenzenlose
Güte des Blühens sehen liess und der Natur, die e
zerstampft, verwüstet. Ein Strahl der schmerzlichen
duldenden Schönheit jener Dinge, die er nie erkannt
Vielleicht aber war's nur ein flüchtiger Augenblick
der Beschämung, vergessen, sowie er in Ottakring
wieder in das Loch kriecht, aus welchem der Sonntag
ihn ausspie. Wer will sagen, dass ein Strahl der Schön-
heit, der unbegreiflichen, unendlichen der kleinsten
Züge, fruchtbar sei und zweckvoll, aber wer will sagen
dass sie wieder ganz vergeblich sei, die unsagbare
Schönheit, mit der jeder Augenblick schwer gefüllt
sein kann, wie mit dem schimmerndsten Tau ein Kelch.

Das Kind des Flurwächters sah dem Burschen
eine Weile nach. Dann wandte sie sich ab, einem
neuen Lärm zu, den ein paar Betrunkene machten,
die von derselben Seite kamen, von Ottakring her,
dessen Dunstkreis mit dem steigenden Tag immer
dichter, grauer, dumpfer näher zu kommen schien.
Immer näher zu dem Flurwächterhaus inmitten der
paar Wiesen, Obstbäume, des Brunnens und der
Wege dieses Geländes.

V.

Musik.

Man lebt und lebt, ohne viel nachzudenken, man bringt den Tag hin, wie er kommt, nimmt, was er gibt und so geht die Zeit und geht und macht uns töricht altern. Hier und da aber gibt es Augenblicke, wo eine Frage zu uns heranzuschweben scheint, wo die Einsamkeit oder die Menge, oft auch die grösste Einsamkeit in der grössten Menge ein dunkles Auge aufschlägt und auf uns ruhen lässt, dass wir im Innersten getroffen sind und dies Leben fühlen. Leben . . . Nun ist es wirklich da, seine Schönheit, Macht und sein Leiden . . . Und dann kann es geschehen, dass der Begriff Menschheit mächtig an unser Herz greift, ein Begriff, der sonst ein dürres Wort war, auf das wir zu hören verschmähten. Man sitzt in einem schattigen Wirtsgarten auf einem Ausflug. An vielen Leuten ging man vorbei und hatte nur auf das grüne Tal acht und auf das Blühen ringsum. Man atmete die Schönheit dieser Welt mit der starken, guten Luft ein . . . Und an einem Nebentisch, an einer langen

Tafel sitzen Männer und Frauen, Arbeiter, irgend ein Verein von Setzern oder Schneidergehilfen. Und fangen zu singen an ... Die hellen und die dunkeln Stimmen klingen zusammen, weben sich ineinander, suchen sich und finden sich und fliegen in inniger Umarmung der Töne über das Tal hin, in die Weite, ziehen mit den Wolken, rauschen mit den Bäumen, mit dem Wasser des Bachs unten ... Die alten Volkslieder und die Kunstlieder, die zum Volk zurückkehren, mit denen es sich schmückt, wie mit Frühlingsblumen. „Die schöne Müllerin". „In einem kühlen Grunde" ... „Der Wanderer" ... „Wanderers Nachtlied" und „Ach, wie so bald, wie so bald verhallet der Reigen".

Sie singen ... Und aus Leuten, aus schlecht angezogenen, die den ganzen Tag über Blödes geredet, unsinnig gescherzt, unsinnig getrunken haben, die über Berg und Tal gegangen sind, wie man so geht, werden plötzlich Menschen ... Die Worte, die den wenigen zusammenklangen, um von diesem seltsamen Leben zu singen, von den Wundern der Jahreszeiten, die Lieder, in denen das Volk auf einmal als ein höheres Wesen wandelte und wirkte, sind nun ihnen eigen, die sonst nichts sagen und nichts wissen, die ihre Tage hinbringen und kaum ahnen, dass sie leben ... Nun haben sie alle Stimmen. Musik! ... Nun sind sie beseelt, nun wächst aus einzelnen die Wunderblume: Menschheit in einer klingenden Blüte hervor. Beschämt sitzt man da und horcht ... Die Töne locken das tiefste Wesen hervor aus ihnen, aus uns. Und plötzlich stehen zwei ferne Bilder vor mir, unsäglich

rührend, wie die musizierenden Englein auf einem alten Bild.

Das eine erhob sich einmal in einem Tanzsaal, wo junge Mädchen in hellen Kleidern und schwarzbefrackte Herren tanzten, nach den Walzern eines hämmernden alten Klavierspielers ... Es war eine stumpfe, grelle Musik mit hartem, stockendem Rhythmus und in der heissen Luft, in dem unsichern, trüben Schein der Lichter wuchs doch das tiefe Geheimnis der Menschen aus diesem Tanz hervor, die alte Lust, die diese Paare aneinander hingab, die sich eng angeschmiegt drehten und schwebten und vereinigten, als fänden sich in der Einsamkeit der Sinne junger Mann und junges Weib ... Und in dem Saal war ein kleines Kind von drei Jahren zurück geblieben. Weiss der Himmel, wie es sich davon gestohlen hatte, wo es doch schon längst hätte zu Bett sein und schlafen sollen ... Erst wusste es nichts mit sich anzufangen, stand in einer Ecke und beschattete mit den Händen seine Augen, die vor all dem Licht, Lärm und Staub blinzelten. Dann sah es diese zierliche, drehende Bewegung der Tanzenden, hörte den gleichen Rhythmus des Walzers, und endlich wurde es in den allgemeinen Taumel mitgerissen, so dass es selber seine kleinen Beine zu heben anfing und sich drehte. Aber es hatte keinen Gesellen. Da sah es seinen Schatten an der Wand und breitete die Arme nach ihm aus, als wollte es ihn umfassen, wie es das bei all den grossen Leuten sah. Und begann sich zu wenden und zu schwingen und zu drehen, mit seinem Schatten, lachte, tanzte, unbekümmert, von den

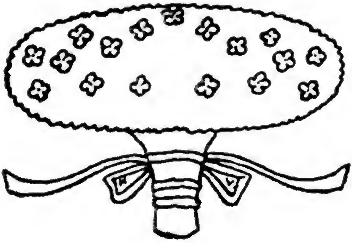
andern nicht beachtet in stiller Glückseligkeit. – Dies war das erste Bild.

Und das zweite erschien im heissen, sonnige Fassatal, wo ich einmal auf der Terrasse des Gas hauses bei einem Glas roten Weines dem Sonnta zusah. Nachmittags kamen auf dem Platz alle er wachsenen Männer des Orts freiwillig zusammen jeder mit seinem Instrument in der einen und einen Büblein an der andern Hand. Sie stellten sich i einem Kreise auf, der älteste und kundigste trat i die Mitte und hub zu dirigieren an.

Aber bevor sie die Hörner ansetzten und die Klarinetten, trug sich dies Seltsame zu, dass die Büblein, die brav an der Hand des Vaters mit kommen durften, sich sorgsam vor die Alten postierten und die Notenblätter von ihnen ausgeliefert erhielten. Diese Blätter fassten sie behutsam an und hielten sie mit ehrfürchtiger Scheu unbeweglich und mit gross-ernsten Gesichtern empor. Nun konnte die Musik beginnen. Hell fingen die Hörner an und der Marsch schmetterte. Die kleinen lebenden Notenpulte aber standen, wie fromme Bildsäulchen da, den Blick ehrfurchtsvoll auf die blasenden Väter gerichtet und die Händchen ruhig, dass ja nur die Blätter nicht zitterten und dass die Noten sicher abgelesen werden konnten, da sie ja schon die Ehre hatten, der Musik des Sonntags dienen zu dürfen. —

Wenn man einer wahren Musik zuhört, die aus der innern Notwendigkeit der Menschenseele wächst, dann kommt zugleich das Schönste, Unwillkürlichste hervor an das Licht ... Die Menschheit blüht

gleichsam auf. So sang der Gesangverein seine Lieder und das Leben lächelte einen Augenblick als ein heiliges. Und ein glühender Abend nahm es auf und verband diese Musik seiner eigenen, unbewegten, grossen Schönheit. —



Reiseaugenblicke.

I.

St. Ulrich in Gröden.

Die Reise nach Süden. Über den Brenner. Durch das dunkle Waldtal, eine uralte Römerstrasse entlang, zu Füssen der rauschende Flusstobel, und rechts und links bei jeder Wendung öffnen sich neue Täler Tirols mit silbernen Firnen, rein und weiss sich hebend von dem starken Grün der Wiesen. Tannen, Laubwald, Fluss und Feld von herber nordischer Kraft und von der Schönheit einer strengen Natur.

Und dann senkt sich der Weg: Franzensveste, die Grenze, der Süden, die neue Welt.

Der Süden. Die alte Heimat unserer Wünsche und Sehnsucht. Nicht erst jenseits der Grenze, wo die fremde Sprache beginnt, hier schon steht Italien, hier beginnst du, Süden, Heimat, Sehnsuchtland, vertraute Fremde.

Mit einem Schlage scheint ein anderer Himmel über uns zu stehen, andere Berge wölben sich mit schöner Rundung, andere Bäume stehen am Ufer der Eisack, sanfte Weiden, fruchtbare Weinberge bilden das Gelände, alles ist heller, strahlt in reicheren Farben. Italien! Italien! Italien!

Von Waidbruck geht, leicht ansteigend, der Weg hinan ins „Gröden“, das ist ins Herz dieses südlichen Tirol, wo sich in der Landschaft wie in den Menschen die Seelen zweier Länder vermählen und die schönste Blüte eines Land- und Menschenwesens hervorbringen: Italien und das nordische Land, deutsche und italienische Rasse in wunderbarer Verbindung.

Ein Tal, das sich anfangs kaum unterscheidet von der deutschen Mittelgebirgslandschaft. Wenn man das südlich anmutende Tal der Eisack verlassen hat, glaubt man sich hier wieder weit zurück in die mässigen Formen nördlichen Mittelgebirges versetzt. Hügel, Wiesen, Berge mit reichen Nadel- und Laubbeständen wandern längs der sanft ansteigenden Strasse. An dem alten Römerschloss Kastelruth vorbei.

An einer Stelle hebt sich der Blick unwillkürlich. Das Tal scheint mit einemmal geschlossen durch ein steiles Wiesengelände. Ein dunkler Wald zieht oben vorbei, an seinem Rande stehen zwei weisse Bauernhöfe mit geschwärztem, reichem Gebälk. Weit müssen sie hinüberschauen, bis ins Oetztal, weithin über südliches und nördliches Landwesen, der Blick muss von dort die ganze Landschaft mit allen ihren Möglichkeiten umfassen wie die Faust einen Vogel.

Die „Vogelweiderhöfe“. Da soll Walter von der Vogelweide zu Hause gewesen sein. Mag ein anderer die Wahrheit dieser Sage prüfen, wenn man zu dieser blühenden Stelle gekommen ist und dann eine Stunde weiter in St. Ulrich mitten im „Gröden“ steht, glaubt man’s mit aller Herzlichkeit. Da kann er wohl gern zu Hause gewesen sein. Hier mag das

d geboren worden sein und hier der Mann, an em Ort, wo Nord und Süden, Deutschland und ien einander in Armen lagen und Träume träum-, indes der Blick weithin die Täler, Berge, sen, Weinberge, die schimmernden Flussbänder, glühende Rot der südlichen Dolomiten und das erne Weiss der Firne, die dunklen Höhen des tschen Tirols umspannte, indes unmittelbar vor n Hause eine Wiese lag, eine Wiese auf der ein ner Knabe sich wohlig wälzen mochte, und ein gling alle Blüten, alle finden mochte, mit ihren ntesten Sternen, die je eine Hand zum Kranz den mag für ein schönes Haupt. An diesem euzweg Deutschlands und Italiens, an diesem hohen esenhange magst du zu Haus gewesen sein, du nderbarer Sänger, in dessen Wort die deutsche rache sich zuerst mit holdem Staunen als Lied fühlt hat, wie eine Jungfrau zum erstenmal als eib, in dessen Gedicht zuerst all der Sinn be-alossen war, der das deutsche Leben je durch isend Gefahren trieb, aus dem nordischen Dunkel den hellen Süden. Du magst auf diesen Wiesen erst den Kranz gebrochen haben. In deinen Liedern d Deutschland, der schönsten Frau, die Krone fgesetzt, die Krone über den Süden. Wo diese rge, diese Wiesen, alle diese Blumen wuchsen, g auch Walter von der Vogelweide gewachsen n, der deutschen Blumen blühendste. Es ist rigens so verständlich, dass man seine Heimat cht kennt, wie nie die Heimat einer Kunst, die s den tiefsten Gründen einer Volksseele, aus den namhaftesten Umarmungen einer Volksliebe ge-

boren wird. Wo am tiefsten geliebt, am sehnsüchtigsten gewünscht, am treuesten begehrt wurde, da ist sie erwachsen, und nachher weiss niemand die Stelle. Die Liebe und das Lied wachsen am besten im keuschen, tiefen Schatten des Geheimnisses und dann leben sie stolz weiter, klingen, rauschen, werden oft in ihrem Wortlaut vergessen, indes sie ihr Wesen weiter vererben in den Geschlechtern, denen dann ein unbewusster Wohlklang im Blute liegt, rauscht und mit ihrem Leben mitklingt. Es ist dann wie ein Wahrtraum, dessen Deutung man vertraut, dass sie an der Stelle geboren werden mussten, gerade an jenem Wiesenhange, wo die Blumen am vollsten blühten und wo der Blick jene zwei Länder am gewaltigsten zusammenfasst und am leichtesten: die glühendsten Felsen, den blauesten Himmel, die Hänge voll Wein, die zusammenfliessenden Ströme, die fernen silbernen, die nahen dunkelgrünen Berge, Deutschland hier, Italien in der Weite.

Und dann liegt mit einem Male offen, breit, fruchtbar, heiter und reich „St. Ulrich im Gröden" da, von den zwei mächtigen Bergen, der „Sella-Gruppe" mit dem südlichen, dem „Langkofel" mit dem heimischen Namen, eingeschlossen, welche mit ihrem verwitterten, abenteuerlichen Gestein im Abend schimmern, glänzenden Schnee wie Kronen auf den Gipfeln, mächtiges Geröll vor dem erweiterten Ufer des Baches, blühende Weiden, üppiger Wald ringsum. Geht man ins Innere des Tales bis zu seinem Abschluss weiter, so kommt man nach Wolkenstein, und da war ein anderer Sänger zu Hause auf einer Burg, deren Reste noch spärlich dastehen, und wo

er von einer wunderlich quälerischen, zweifelhaften, schönen Frau, der Sabina Jäger, sehr genarrt wurde: der Oswald von Wolkenstein.

In den Läden von St. Ulrich sieht man neben allerhand Schnitzereien, für die das „Gröden" bekannt ist, die Bilder der Grödener Bauern in ihrer Tracht. Da sind zwei, die man nicht vergessen kann.

Das eine einer Frau in den vollen Jahren. Sie ist im Schreiten dargestellt, im reifen, starken Gang eines mütterlichen Weibes. In einem altertümlichen Kleide, wie es nur mehr dort zu Hause ist, aus steifer Seide, an den Schultern breit, mit breiten Ärmeln, hochgegürtet, darunter eine bunte, glühende Schürze, um den schlanken, doch starken Hals altes Geschmeide. Das Gesicht einer stolzen, schönen, treuen Frau. Im Blick liegen alle Rätsel einer alten Volksvergangenheit und um den Mund die herbe Süsse fraulichen Wissens, Ahnens, Schmerzes. Die Mutter, die Geliebte. Eine deutsche Bäuerin. Und Italien liegt in diesem Weib. Alle heisse Kraft des Südens und alle feste Sicherheit des deutschen Wesens. Wer weiss, aus welchen Geschlechterverbindungen als letzte Blüte dieses Weib hervorging, als das schönste Wesen, wer will die dunklen Vergangenheiten ahnen, aus denen die wahre, grosse, gegenwärtige Schönheit erwachsen ist mit ihrer rätselhaften Selbstverständlichkeit, mit ihrer ganzen Fülle, ihrem sicheren Gange, ihrem herben Mund und ihrem Blick, der weiss und fragt und schweigt. Die ganze grosse Schönheit mit ihrer scheinenden Gewissheit schliesst wieder das ganze wesenlose, schwebende

Rätsel der Geschlechter ein. So geht diese mütterliche Frau durch den Traum der Erinnerungen.

Und das zweite Bild. Ein junges Mädchen, sie ist achtzehnjährig verstorben, kurz nachdem man dies Bild von ihr abgenommen, sagte man mir. In ähnlicher Tracht ist sie dargestellt, ähnlich frei, offen dem Betrachter zugewandt, wie die Frau auf dem anderen Bilde, aber ein unsäglich weiches, mildes, liebes Gesicht, von einem breiten Filzhut beschattet, blickt mit dunklen, treuen Augen, wie eines sanften, schönen Tiers, uns entgegen. Noch ist Liebe, Wunsch und Wissen nicht durch dieses reine Wesen gegangen. Noch ist alles zart, frei und heiter. Und auf diesem heimatlichen Tal hat der dunkle Blick dieser klaren Augen geruht.

Hier wachsen noch diese starken, grossen Frauenwesen, deren Blick Reinheit bedeutet, mütterliche Verheissung gesunder Fruchtbarkeit. Aber wachsen hier auch Gedanken, Worte, Männer, wächst auch ein Leben hier, wert, von einem solchen Blicke angeschaut zu werden? Ja, hier magst du zu Haus gewesen sein, Herr Walter von der Vogelweide. Hier mögen ungelehrte Lieder solcher bäuerlichen Frauen um dich erklungen sein, während sie das Korn auf die Wagen huben, oder das Heu zu den Stadeln trugen. Und unter solchem breiten Hut mag dich ein solcher klarer Blick angeschaut haben, der dein Leben lang auf dir ruhte, so ruhelos du warst, und der dir nachging, als du längst dies Tal verlassen hattest. Aus diesem Tal mag dein Gesang aufgeklungen sein, wo alle Blumen wachsen, die ein Minnelied meinen kann.

II.

Roma intangibile.

Von Cortina fährt die Post abwärts das Ampezzotal hinab gegen Italien zu, bis nach Belluno.

Bald ist man an der Grenze ... Der Kutscher ist ein pfiffiger Vetturino, im Wagen rutscht auf der Lederbank ein lachender, schwatzender, schmutziger Italiener, Handlungsreisender oder dergleichen, herum. Sie schreien beide einander zu, und wenn draussen auf der Strasse jemand geht, geht das Gespräch auch dort hinüber und herüber, Witzworte fallen, und das laute Lachen, Reden, Spotten fliegt mit, wie wenn weisse Vögel neben dem Wagen flatterten ... Jetzt zweigt eine steile Bergstrasse nach Pieve di Cadore ab, von dessen dunklen Fichtenwäldern einst ein starker Meister südwärts nach Venedig wanderte: Tizian. Wie mit offenen Armen nahm Venedig, die Weltstadt, einst die Kinder dieser Alpen auf, das ewig junge, frische Blut, die starken Männer des Gebirges. Ihre Kraft, ihre Schönheit strömte in die Stadt, deren Macht- und Kunstfülle wie alle Weltherrschaft nur denkbar ist aus der Zusammenfassung der stärksten Menschen- und Geistesmächte ihrer Zeit. Erst wenn man dies schöne

Hinterland Venedigs durchfahren hat, begreift man die wunderbare Natur der venetianischen Malerei ... Die blauen Berge und Wiesengelände, die feinen Baumschläge, die burggekrönten Hügel auf manchen Bildern des Giorgione, die Herden und gehäuften Korn- und Fruchtlager auf denen der Familie Bassano, die leicht beschatteten, in dämmernder Toneinheit träumenden Hintergründe auf Tizians Bildern, Landschaften, welche wie Jugenderinnerungen die Folie bilden für all die sinnliche Gewalt des Lebens, welche vorn in schönen Frauenkörpern, in mythologischen Scenen, in ernsten Porträts bedeutender Venezianer der stolzen Republik ausgedrückt wird, von einem Meister, in welchem die Lebenskraft, die Stärke eines Alpenkindes bis in das Greisenalter lebte, wie ein Wunder. Dies ist die Rasse, welche die blonde, schulterbreite, edle Schönheit der Frauen des älteren Palma hervorbrachte. Dies Geschlecht war fähig, Venedigs Leben zu leben und Venedigs Lockung, Lust und Pracht zu tragen. Venedig schloss mit starken Armen dies Gebirge an sich und lag gleichsam in seinem Schutz ... Und wenn auch der Löwe von San Marco von der Grenze an in allen Dörfern, Märkten, Städten, an Häusern, Steinen als Merkzeichen erscheint, so war doch nur das äussere Zeichen der Herrschaft Venedigs über dies Alpenland darin ausgedrückt; nicht das wahre Verhältnis der Kräfte. Doch wer will in einem geordneten, schönen Ganzen menschlicher Kultur all die zusammen spielenden Elemente sondern, Gebendes von Empfangendem, wo eine schön zusammenströmende Einheit ein Gleichgewicht erhält, wie in

einem gesundem Körper? ... Erst als diese innere Harmonie zerstört, als die übermässigen Lockungen des Orients, der östliche Taumel von den reisigen Kaufleuten Venedigs ahnungslos über die Prächte der offenen Stadt ausgebreitet wurde, als man der Berge vergass, verfiel das grosse Gemeinwesen von Venedig, die Menschen wurden entnervt, mit dem Gleichgewicht der gesunden Rasse wurde das Gleichgewicht der Sittlichkeit zerstört, die Sinnlichkeit, erst der schöne Ausdruck gesunder Geschlechter und lebensfreudiger Fülle, wurde überfeinert, überall schlich sich die drückende Last orientalischen Überflusses ein und das Leben nahm die Gebärde für das Wesen an und vertauschte das Zeremoniell der Macht mit dessen unwillkürlichem Gefühl. Und da sank die Stadt und verlor alles ... Da wurde das Gebirge vergessen, und die Natur verwüstete die menschliche Arbeit, Venedig, das so viel empfangen hatte, konnte nichts mehr gewähren, der Blutumlauf stockte. Und nun mochten die Gewässer der sandigen Flüsse, die Lawinen, die Wälder wild wachsen, wie sie mochten ... Durch ein verwahrlostes Gelände fährt man jetzt vom Ampezzotal abwärts nach Belluno.

Auf der österreichischen Seite ist das Tal noch in guter Ordnung. Mit schönen Pfluglinien heben sich die Felder fein abgegrenzt von einander ab und ziehen ihre langen gelben, grünen, braunen Streifen, in weisser Tünche schimmern die netten Häuser. Hier auf der italienischen Seite fällt all der Zwang. Die Häuser werden immer verwahrloster, grau liegen sie da, aber seltsam bedeutend mit ihren

grossbogigen Toren. Sie alle zeigen auf eine Ver gangenheit und wissen mit ihrer Gegenwart nicht anzufangen, der sie sich still ergeben. Die Felder sind in Unordnung, in einer fast zufälligen, sich selbst überlassenen Fruchtbarkeit. Schmutzige, zer lumpte Kinder mit alten, schlauen, wissenden Ge sichtern lungern auf der Strasse. In den Dörfern stehen die Gebäude mit den ungeflickten Schindeldächern wie zerzauste Bettler da, wie Venedigs Bettler mit grossartigem Faltenwurf und edler Gebärde. Auf dem Hauptplatz ist der grosse Steinbrunnen von Weibern umlagert, von ungekämmten schwarzen Weibern, die das Wasser in zwei an einer Eisenstange schwebenden Kupferkesseln auf der Schulter tragen.

Je rascher der Weg sich längs der sandigen Piave senkt, die mächtige Holzstämme hinabführt und silbern springende Quellen aus den Wäldern aufnimmt, desto mehr verlieren die Orte ihren bäuerischen Charakter und desto stärker wird ihre wüste Verwahrlosung. Immer öfter hockt der Löwe von San Marco auf den Gebäuden, über dem Tor ... Schon spürt man den Atem Venedigs ... Man glaubt an dessen Schwelle zu stehen, man fährt die alte Strasse hinab, wo all die Bergbewohner hinabschritten, der Ebene zu, zur Hauptstadt, angelockt von ihren unermesslichen Reichtümern, goldenen Wundern, erhofften Abenteuern, erträumtem Ruhm, wo die Pforten des Lebens offenstanden und Ströme von Menschen eingehen liessen in eine Stadt der Träume und der Erfüllung, wo das höchste Lebensgefühl sich staunend einer unbegreiflichen, nicht auszuschöpfenden Herrlichkeit gegenübersah ... So

wurden hier diese Paläste gebaut, wie steinerne Versprechungen dieses nahen Glanzes, oder wie steinerne Erinnerungen daran mit ihren grossen Bogenfenstern und Simsen, mit all der königlichen Anmut Venedigs selbst. Jetzt ist das alles leer. Nur das Erdgeschoss, rauchig, mit rissigen Mauern und armseligen Ziegeln, ist bewohnt, die Stockwerke klaffen, die Fenster starren aus leeren Höhlen, wie die tiefliegenden, schwarz umränderten Augen eines Fieberkranken. Die dürftigen, schmutzigen, unordentlich und zwecklos umherwimmelnden Menschen gehören nicht hierher und scheinen wie Ratten in dem verlassenen Hause würdigerer Bewohner ihr Unwesen zu treiben.

So geht der Weg an einem Dorf nach dem anderen vorbei. Auf den Strassentafeln scheint sich das Bewusstsein der armen Leute noch einmal an den jüngsten Heldentaten zu berauschen, — hatten sie denn daran einen Anteil? In jedem Flecken gibt es eine „Strada Vittorio Emanuele“, eine „Piazza Garibaldi“. Es muss unlängst auch eine Wahl gewesen sein, wie ja überall in dem parlamentarischen Europa über das tägliche Leben die Erinnerung oder die Vorbereitung einer Wahl den Schein wichtiger, höherer Aufgaben und eines politischen Bewusstseins wie eine ziemlich plumpe Schmeichelei hinwirft. Überall kleben halb zerfetzte Wahlplakate . . . Eleggete! Eleggete! . . . Die Namen sind nicht mehr sichtbar. Es ist ja auch gleichgültig. Wählt! Wählt! Als sei darin alles Glück beschlossen . . . Die Kraft des Volkes, die nicht mehr ausreicht, diese Häuser mit gesunden, fleissigen, reinlichen Bewohnern zu füllen, die Felder instand zu halten, diese Dörfer zu

reinigen, die Dächer zu flicken, Glas in die Fenster einzusetzen, wird noch zu grossen Taten angespornt. Eleggete! Eleggete! Und nun spielen die armen Kinder mit den grossen Worten und Verheissungen eines Repräsentativsystems, das den Ausdruck einer Macht bedeuten soll und für sie eine kindliche Torheit ist ... Sie wählen ... Sie hungern, sind schmutzig, dürftig, elend — und wählen. Das ist ihr Recht, damit wird den letzten geschmeichelt, den letzten Abkömmlingen des lächelnden Venedig ...

Und da sah ich an einer schmutzigen Wand, mit Kohle ungelenk geschrieben, ein wunderliches Wort.

Für die Dorfbewohner musste es wohl irgend eine Wahlparole bedeuten, irgend ein politisches Schlagwort, eine populäre Parteiphrase.

„Roma intangibile!"

Ich aber empfand einen Schauer der Ehrfurcht, des Staunens. Hier ist Italien!

Unser aller Wort stand hier geschrieben. Dies hatte sich fortgeerbt, wie das Bild und der Traum dieser fernen Stadt, der ewigen. Venedig mag sterben, die ganze Pracht der Vergangenheit mag verkommen, die Menschen mögen klein und elend geworden sein, aber hinter all der Fülle schwankender Ereignisse taucht die grosse Siebenhügelstadt auf.

Unantastbares Rom!

Und Rom greift mit seinem Namen, mit der heiligen Macht seiner Weltbedeutung über die ganze europäische Erde ... Noch war ich am Saume Italiens. Und ein Herzschlag geht aus, bis in diese letzten Glieder, wie durch das edle Blut der Arterie.

Rom! Rom! Unantastbares Rom! —

III.

Venedig.

Unter den lebenden, in ihrer Gegenwart mit Arbeit und Kampf tätigen Städten wirken die mächtigsten Widersprüche zusammen, und sie sind es, welche die mannigfaltige Form des Daseins ausmachen. Eine zusammengefasste Vielheit von Rassen, Ständen, Nationen, Individuen ist in endloser Bewegung nach unbekannten Zielen.

Erst die Geschichte, der Rückblick auf Vergangenes gibt Deutung und Einheit. Aus gestaltenvollen Bildern liest man ein Leben ab, das einst verworren war, wie das unsere und nun in schöner Bestimmtheit selbst seine Rätsel, seine Unbegreiflichkeiten als Symbole der widerspruchsvollen Seele der Menschen erscheinen lässt, so dass Unverständliches hingenommen wird, eben weil es war. Völlig zum Märchen wird aber dies Einst, wenn es losgelöst von dem heutigen Leben, abgeschlossen als bloss Gewesenes daliegt in traumhafter Einheit.

So ist Venedig für uns das wahrhaftigste Märchen, das jemals ersonnen und in Stein, Farben, Luft, Wasser, Himmel und Personen von einst dasteht als Einheit, als Zauber, als Traum. Nicht, was Erfindung ausdenkt, sondern zugleich was die grosse

Erhöhung der Schöpferkraft über den Einzelnen hinaus, in Jahrhunderten der Tätigkeit einem ganzen Stadtvolk zum Leben aufzwang, was alles gemacht wurde, bildet den unbegreiflichen, hohen Zauber von Venedig. Ein kleines Volk, das in seiner Gesamtheit kühn nach dem höchsten Möglichen, nein, nach dem höchst Unmöglichen griff, über die eigene Kraft hinaus, auf allen Feldern der Tätigkeit, seine Stadt, sein Leben bildete, unwillkürlich, organisch und doch so rätselhaft schön. Eben dass eine solche natürliche und wieder höchst künstliche Einheit möglich war, aufwachsen musste und nun als vollendetes, ausgelebtes Kunstwerk daliegt, macht das Märchen aus, das man mit einer Bewunderung betritt, die etwas Atemloses und fast Schmerzliches hat. Es nur zu betrachten, nachzufühlen und in allen seinen Wesenszügen ihm nachzusinnen in seiner tiefen Notwendigkeit und Einheit, macht Mühe und ist mit einer Angst der Bewunderung verbunden.

Dies Gefühl beginnt, wenn man nachts über die lange Brücke von Mestre fährt, unten an den Steinpfeilern das Wasser gurgeln hört. Diese Stadt fängt an, wo das feste Land, der sichere Grund, auf dem sonst unser Leben, Stadt und Menschenwohnung ruhn, aufhört. Es ist Spätsommer. Um die blakende Lampe des Waggons hebt das seltsame Singen der Moskitos an.

In einer schwarzen Gondel fährt man durch den stillen Kanal. Auf dem schwarzen Wasser zucken Lichter. Lichter fahren uns entgegen. Und ausser dem Ruf der ausweichenden Gondelführer überall Schweigen. Bei Nacht muss man nach Venedig

kommen, um dies ganze Märchen in seiner reinen Würde zu spüren. Hohe, blasse Paläste werfen bebende Schatten.

Morgens wacht man auf, die Fenster gehen wieder in einen stillen Kanal hinaus. Es gibt keinen Lärm, kein Wagengerassel, nicht die Geräusche der Arbeit, nicht die Signalpfeifen der Fabriken ... Hier und da vereinzelte helle Rufe ... „Latte, latte". Das Klirren von Milchkannen ... Und hoch oben im fünften Stock eines zerfressenen Hauses öffnet sich ein Fensterladen, ein zerraufter Kopf wird sichtbar, der an einer Schnur die Morgenmilch hinaufzieht ... Erst wenn man ausgeht, begegnet man in einzelnen Gässchen lebhafterem Treiben. Und wie im Märchen hat all dies lebhafte Volk etwas Unpersönliches, es wimmelt durch die Strassen, lacht, steht schwatzend beisammen, bietet „frutti di mare" feil, Kinder betteln „un soldo". Weiber verscheuchen von der dampfenden Polenta die Fliegen, andere sitzen an den Türschwellen und fassen Perlen, Bettler ziehen mit grosser Gebärde den Hut ab: „Prego Signore", aber alles dies hat nichts zu bedeuten ... Das kommt und geht nur so nebenher. Das ist das seltsam Unwirkliche, das Märchenhafte dieser Stadt, dass all dies Volk mit ihr nichts zu schaffen hat und darin nur lebt, in grossen, alten, königlichen Gebäuden, in denen es sich kümmerlich und faul eingerichtet, zu denen es nichts beigetragen, an deren Schönheit und Würde es keinen Anteil hat. Jedes Haus ist ein Palast und eine Spelunke, ein Schauplatz wunderbarer Begebenheiten und ihr Sarg, alte Herrlichkeit und ein verwestes Rattenloch.

Die Venetianer! Im Grunde lauter komische Figuren von an sich reizender und possierlicher Beweglichkeit, lebendig durcheinander wirbelnd wie Maden auf dem Käse . . . Schwarzhaarige, zerzauste, fahlbleiche Mädchen mit schwarzen Kopftüchern und klappernden Pantoffeln, mit blitzenden Augen und einem Mund, der gross, unaufhörlich schwatzt, wenn er nicht zufällig unaufhörlich kaut. Oder breitschultrige Nichtstuer, gutmütig lächelnd, oder schlechtgenährte Kinder, die sich mit Fusstritten und Faustschlägen vor der Kirchentür balgen, wenn du kommst, vor der sie eben erst einträchtig spielten, weil jeder den Führer machen will. Oder die vergeckten Herren mit unsagbar komischen, modernsten Kragen, bis über die Ohren, und mit schreienden Krawatten, lauter kleine Hausierer, die uns mit irgend einer wertlosen Sache um einige Lire betrügen. Sie leben alle in Venedig und von Venedig, als Schmarotzer, und sind doch Fremdlinge . . . Sie selbst tun nichts, zu erwerben, was sie ererbt. Es wird nichts gebaut in Venedig, nichts geschafft. Eine kleine, kümmerliche Fremdenindustrie macht die alten Schablonen, welche der gutmütig bewundernde Reisende sich als venezianische Fabrikate aufschwatzen lässt . . . Und so lebt alles heiter in den Tag hinein . . . Goldstücke, Kupferstücke, Soldi und Lire fliegen in der Luft herum . . . Sie raufen nicht einmal darum, höchstens die kleinen Kinder, weil sie noch zu unerfahren, sind zu wissen, dass man auf jeden Fall irgendwo schon ein Stück Geld findet, das man nur ruhig aufzuheben braucht. So ist das Leben, das dort lebt, nur ein Vorwand, indes das eigentliche

Leben, das Unlebendige still schlummernd, mit dem sanften, steinernen Lächeln unter dem glühenden Himmel in schimmernden Farben daliegt ... Dies Unlebendige lebt hier allein ... Anderwärts klingt das Einst mit dem Gegenwärtigen zusammen und in einer merkwürdigen Harmonie erläutert eines das andere. Hier gibt es kein Gegenwärtiges, nur Zufälliges.

Aber die alten Paläste leben, in jedem ist mindestens ein gutes, schönes Bild eines einstigen Herrn, einer schönen Frau, griechischer Gottheiten und Helden, ein Bildsäulchen, eine Fülle grossartiger Geräte. Aber die Kirchen leben und die ganze alte Pracht flüstert in ihren breiten Schiffen ... Aber die heilige Barbara lebt, die mächtig ausschreiten möchte mit ihrem schönen, breiten Körper und ihrem frauenhaften, edlen Gesicht. Und der eherne Colleoni lebt oben auf seiner Säule. Sein Ross will wandern. Und vor der Post lebt noch der letzte lebendige, rasche, heitere Venezianer, aus den letzten Jahren, wo schon gar zu viel geschwatzt, gelacht, gespielt wurde, leichtfertig und ein wenig armselig, Goldoni ... Er ist auf ganz niederem Sockel, er steht fast unter seinen Leuten, wie auf einem Spaziergang, so mag er zu seiner Zeit vergnügt durch die Gassen gegangen sein ...

Man fährt in der Gondel, der schöne Gondolier deutet beim Rudern mit dem Kopfe nach den einzelnen Palästen „Palazzo Morosini“ ... Man fragt: „Lebt noch einer von der Familie?“ Er antwortet: „Morte“ ... „Vendramin?“ „Morte.“ Bragadin?“ „Morte.“ ... Und in diesem Zwiegespräch leben die Toten. Und eines wunderbaren Augen-

blicks tritt man unversehens aus einem der Gässchen hinaus auf den Markusplatz. Man glaubt nicht auf fester Erde zu stehen. Strahlend goldene Bogen und die ernsten Mosaiken von Byzanz, oben die bewegten Rosse, die zwei Bildsäulen gegen das Meer zu, die Boote mit den bunten Segeln, das Wasser kupferfarben, blau, gelb, grün, schwarz in Licht und Schatten schwirrend, die grauen Tauben, welche in unaufhörlichem Durcheinander das ganze Gefühl der unendlichen Bewegung vermehren, alles scheint in einer lautlosen Musik heranzuschweben zu einer vollen, unbegreiflichen Nähe und Klarheit, und zugleich sich wieder ebenso leicht in Duft und Schimmer aufzulösen und wie hinter einem Schleier zurückzuweichen, wie von Wellen heran- und wieder weggetragen. Die Zeiten selbst, welche dies Ganze schaffend nacheinander gebaut haben, strömen neben einander gleichsam ihre Seelen aus, wie einen Atem und ziehen sich wieder in ihre verworrenen und einzelnen Geheimnisse schweigsam zurück. Das feierlich prächtige alte Byzanz, die kühnen Bogen der Renaissance, mit ihren weitgewölbten Fenstern, aus denen dies Geschlecht voll Stolz auf das Altertum und auf seine Gegenwart als auf eine Einheit bewundernder Liebe und kräftiger Werke blickte, die übermütige, gravitätische Barocke, wo der Orient, dem diese Stadt sich besinnungslos geöffnet hatte, wie der Schoss eines glühenden und reifen Weibes, nun ihr Leben und ihre Kraft in verzehrender Sinnlichkeit und Üppigkeit unter purpurnen Rosen unsäglich überfeinerte und verzettelte.

Die Zeit war das, wo die Gattinnen der vene-

zianischen Edlen, die ihrer Stadt die Dogen und Herren des hohen Rats gaben, von tänzelnden Cicisbeen und abgeschmackt schöngeisternden Abbés begleitet, in koketten Gondeln zu leichtfertigen Abenteuern schwebten und aus dem ernsten Venedig der Eroberer, der Weltbeherrscher, der Seehelden, der Grosskaufleute eine Liebesinsel machten, wo geistreich gegirrt und in den Palästen von dunklen Abenteurern die Bank gelegt wurde ... In den Bleikammern erstickten die letzten Schreie der Verfolgten, indes die Gattinnen der Nobili mehr taten, als die Courtisanen ... Das Leben hatte das Übermass, die Schärfe, die Reizbarkeit des Tobens, des zärtlichen Wahnsinns ... Dann kam das schale, kriechende Ende ... Das grosse Sterben ... „Morosini“ ... „morte“. „Bragadin“ ... „morte“.

Und dies alles schwebt zu einem Bilde zusammen ... Längs des Ufers sieht man Barken vorüberziehen, schwer beladen mit Obst. Die Pfirsichhaufen breiten Wogen eines tiefen Duftes über das Ufer ...

Und da drängen sich Matrosen, Mädchen, Handlanger zusammen, klein wie Ratten, die über die Wege wimmeln, wo einst Menschen in ihrem Widerspruch ein Leben lebten, welches eine Welt in Abenteuern, Wünschen, Taten, Bildern zusammenfasste und der Unsterblichkeit anheimgab. So mündet das Grenzenlose und Unfassbare, der überquellende Strom der Begebenheiten in das Meer der Ruhe, in die zusammenfassende Unendlichkeit der Vergangenheit. Der Horizont weitet sich und nimmt ruhig auf, was drängend der Einheit widerstrebte.

Abends beginnt der Korso. Die Bogenlampen

auf dem Markusplatz glänzen auf. Ganz Venedig ist auf den Beinen. Die Musik spielt. Der Korso der Lebenden, das Fest der Ratten, da die Herren, die grossen Katzen, die gewaltigen Raubtiere von Venedig, für immer auf Urlaub gegangen sind.

Unter dem Schwibbogen des „torre del orologio d'oro“ neben sehr modischen Herren in knallblauen Anzügen, mit knallroten Krawatten und knallgelben Schuhen, stand sie, die Frau von Venedig. So war sie doch noch lebendig: die Venus des Giorgione? . . . Die Geliebte, die ihn lächelnd verzehrte, die ihn wie ein seliges Feuer erfüllte und aufsaugte, ein Genie aufsaugte, wie das köstliche Nass einer Auster. Sie stand da, in weissem Kleid, die Schultern und den sanften Hals frei . . . Das Haupt ein wenig geneigt und den Blick ein wenig müd über ihren Gatten in die Weite sendend. Hier lebte Venedig noch einmal . . . Es war wie der letzte, äusserste Wohllaut eines Lebens, wie ein letzter Seufzer, ein letzter Schritt, eine letzte Liebkosung, wie ein Augenblick, der an der Schwelle des Sterbens uns noch einmal ansieht mit grossem Staunen.

Da rauschte der ganze Strom der Erscheinungen, der Lärm der Blechmusik, das Schreien der gedrängten, schiebenden Menge, das Glucken des Wassers im nahen, schmalen Kanal, der flüsternde Schatten der alten Häuser, der Duft der obstbeladenen Barken, der Schimmer der bleichen Bogenlampen, alles dies rauschte zusammen zu einer grossen, tiefen, unendlichen Einheit des Märchens, der Wahrheit, des Lebens, des Traumes, der Schönheit und der Unendlichkeit.

IV.

Bologna.

Die Stadt der hohen, stillen Bogenhallen. Bologna „la dotta“, Bologna „la grassa“. Die gelehrte Stadt, die fette Stadt, die Stadt des Wissens, der Harmonie, die Stadt von Raffaels Cäcilia und die Stadt der Metzger. Nein, es ist kein Widerspruch zwischen den Würsten von Bologna und seiner Gelehrsamkeit. Vielmehr ist in der Pflege eines sorgsamen leiblichen Wohls die Ehrfurcht der braven Leute vor ihren grossen Gelehrten erkennbar, denen sie vielleicht nicht anders dienen mochten und näherkommen konnten, als indem sie dafür sorgten, dass sie gut zu essen hatten. Bologna plagte sich, „la grassa“ zu sein, um „la dotta“ zu bleiben.

Bologna ist für den Wanderer stets die Stadt der hohen, stillen Bogenhallen. Jede Stadt hat ja in ihrer Architektur ihr Tempo, ihren Bauschritt, ihre Seele schwingt in dieser steinernen Sprache mit ihrem eigensten Sinn und Ausdruck.

Würde, Ruhe, natürliche Feierlichkeit und Stille liegt in diesen rund umschreitenden Hallen aller Häuser. Sonst ist die Halle ein besonderes Zierstück, irgendwie als kostbares Intervall, als aus-

klingende Fermate einer mächtigen Architektur, als sinnreicher Wechsel des starken Bautempos grossgliedriger Häuser gedacht und so sinnfällig und besonders gemacht, dass der Wechsel der Ausdrucksform den Blick zum Anhalten zwingt, den Beschauer dahin bringt, gleichsam von neuem zu beginnen und, von jeder Säule zum Bogen und Gewölbe vordringend, die Verbindung des einzelnen Baugliedes mit dem übrigen, die innere Verkettung zu suchen, um so zur Harmonie des Ganzen mit gesteigerter Kraft und Stimmung zurückzufinden. Anders in Bologna. Hier sind die Hallen nicht der Häuser wegen, sondern die Häuser wegen der Hallen gebaut. Hier sind die Bogengänge nicht die Unterbrechung eines kühnen, raschen Bautempos der Paläste und im tieferen Sinne des Lebenstempos der Bewohner, sondern sie sind das Mass dieses Taktes und Schrittes, das Tempo selbst. In ihnen drückt sich die Ruhe, das Leben dieser auf Sorgfalt, Musse, Weisheit, Behagen gegründeten Stadt aufs natürlichste aus. Sie wurde, möchte man sagen, so gebaut für die wandelnden Gelehrten, die man sich in feinen, zierlichen, langsam ins Weite und Tiefe dringenden Gesprächen denken mag, welche solche Bogenhallen verlangten und fanden. Die Vorstellung bedeutender, auf Dinge des Wissens und Ahnens, auf die Entdeckung höherer Ordnungen des scheinbar wirren Daseins gerichteter Menschen, einer Gesellschaft von Sinnenden und Denkenden, welche sinnen, denken, sprechen um der tiefen, edlen Lust des Denkens willen, ohne Nebenzweck und Hast, ohne das Drängen des Ehrgeizes und der Tat, ohne Fieber des Willens, ohne

Begierde und Aufregung, diese Vorstellung ruhevoller Weisheit und Betrachtung hat zu jeder Zeit über solche Menschen eine Halle gespannt. Die Säulengänge, welche diese Bogen tragen, an die das Gewölbe schliesst, wie das Rund des Himmels, von dem gleichsam aufwärts gewandten Horizont getragen, scheinen der einzige und ewige Ausdruck für jenen merkwürdigen und erhabenen Zustand der Betrachtung zu sein, welcher, von den Tatsachen ausgehend, wie von schönen und schlanken, tragfähigen Säulen, zu den kühnen Folgerungen führt, welche ein Gewölbe höherer, freierer Möglichkeiten einer Himmelsrundung und Geschlossenheit halten, das in seiner Folge wieder zu den Säulen des Lebens zurückkehrt, ohne Sturz, sanft hingeführt zum Wirklichen, wie ja das innerste Geheimnis fruchtbaren menschlichen Denkens, aller Wissenschaft und Kunst darin die menschliche Einheit, Lebenswert und Sinn findet, dass es sich ebenso kühn vom Dasein erhebt, es überdacht, mit Schatten, Ruhe und Macht erfüllt, wie es mit Sicherheit und bestimmt wieder dazu rückfindet.

Und gleichzeitig klingt uns das Tönen der Schritte unter den Arkaden an. Auch diese Steigerung des Lautlebens gehört zu den Urverbindungen der Begriffe: Sinnen, Wölbung, Halle. „Halle und hallen;“ nicht umsonst setzt die plastische Kraft der Sprache diese Worte unmittelbar neben einander. Das Denken um seiner selbst willen, und doch für viele wölbt auch seinen Ausdruck und gibt ihm einen Grund so tiefen Sinnes und so starken Wortes, dass seine Äusserung anders klingt, als im offenen Markt,

oder in der Stube. Diese Art von Denken und Sprechen, dies Weitertönen, dies Verstärken der Worte über ihre intime Bedeutung von Mund zu Mund, von Mensch zu Mensch hinaus, ist nicht jedermanns Sache. Es ist eine Art von repräsentativem Würdedenken und Würdesprechen, die Hallen Bolognas haben dies. Die Stadt wird so zum Gleichnis ihrer alten Universität, des akademischen Denkens, dieser merkwürdigen Art repräsentativer Weisheit, welche aus sich eine Welt macht, eine Bedeutung an sich, um ihrer selbst willen, die nicht jedem lieb ist. Es ist bezeichnend, dass nur eine italienische Stadt, nur Bologna gerade diese Bauform so durchgehend ausgebildet hat, wie es die so uralte, ruhmvollste Universität hervorgebracht, das akademische Denken sozusagen ausgewölbt hat. Ein tiefer, innerer Hang zur Würde, zur repräsentativen Darstellung des Lebendigen, zur Erhöhung des Gewohnten, zum starken Austönen und Hallen der Persönlichkeit scheint im Romanen zu liegen, als tiefster Volkszug, der sich im Wechsel der Zeiten und Sitten immer aufs neue in den verschiedensten Formen äussert. In den akademischen Gesetzen und Gewohnheiten einer Universität scheint dies ebenso zu liegen, wie in der sogenannten klassischen Kunst, welche schlechthin eine italienische ist. Aus dem singulären, höchst persönlichen, aus der besonderen Art der Wiedergabe besonderen Daseins, subjektiv erfasster Begebenheiten und Zustände, findet die Kunst dieser Rasse immer wieder einen natürlichen und ihr eingeborenen Weg zu allgemeiner Anschauungs- und Darstellungskonvention, zu einer Er-

hebung des Einzelnen ins Allgemeine, Gesetzmässige, Grosszügige, des Innerlichen ins Äussere, des Stillen ins Hallende. Und ginge darüber selbst der Zusammenhang mit dem Bestehenden, Kleinen, Eigenartigen verloren. So stark war dieser Zug der romanischen Art, dass ihre Kulturform: die Renaissance (nicht deren wirres, von unklaren Gefühlen, Leidenschaften, Personen erfülltes äusseres, sondern ihr inneres Leben, wie es sich in ihrer Kunst als Einheit vollendet hat, meine ich mit diesem Wort), auch den so grundverschiedenen Germanen einen Begriff der Kultur eingesagt hat, von dem wir uns nur schwer, voll Zweifel und Bekümmernis loslösen mögen. Die Überwindung der Renaissance in diesem Sinne erst wird eine wahre Wiedergeburt des deutschen Lebens bedeuten. So seltsam dieser Satz bei einem Bewunderer dieser Kunst und dieser Rasse klingen mag, so paradox und anfechtbar er allen denen erscheinen muss, die in liebendem Staunen an diesen höchsten Äusserungen einer Volksbegabung hängen, so innerlich erlebt und als Gewissheit ist er empfunden worden, eben bei der innigsten Betrachtung der klassischen Kunst. Der Germane, das deutsche Wesen ist von diesem Hallendenken, von dieser Repräsentativkunst, von dem sogenannten „Stil“ in der Darstellung und Form des Daseins weltweit entfernt. Darum ist seine Sehnsucht so unendlich, dies zu besitzen, was seinem Wesen so grundfremd ist. Dies Unterordnen des Einzelnen, dies Darbringen der Persönlichkeit im Tempel der Rasse, dies grossartige Auflösen des Ich in der Gesamtheit, dies stolze Anordnen der Menschen, der Erscheinungen

zu einer höheren Einheit, dies Suchen nach Bedeutung, welches Einzelnes über seine Kraft hinaus als Ewiges gibt, dies sozusagen staatliche Wesen der romanischen Kultur, welche eigentlich in Wahrheit einen Kunststaat ohnegleichen gebildet hat und dieses Hallenwunderwerk einer staunenden Welt hinterliess, bleibt innerlich dem Germanen doch fremd. In den Künsten wird das sinnfällig, aber auch im Leben, im Staatswesen erkennt es der tiefere Blick ohne Schwierigkeit. Die Römer, das romanische Volk, ist das Staatengenie Europas gewesen, die Franzosen, ihre Erben, haben diese Begabung mit einem inneren Fluch überkommen. Die Bestimmtheit und Unerbittlichkeit des Rechtsgeistes der Römer ist hier durchsetzt von einem hastigen, fiebrigen Kriticismus, von einer politischen Ironie, das heisse Blut bekommt Anfälle, welche den kalten Kopf in Abenteuer stürzen, der Körper der Nation wälzt sich in Fiebern, er lebt die Experimente, welche der Staatssinn ausgedacht hat. Und die romanische Rasse ist es, welche alle Möglichkeiten des Gemeinlebens formuliert, erlebt und durchgelebt hat, Formen, in denen sich noch heute das Dasein aller Völker abspielt, Formen, welche bei den Romanen der Raum für geschlossene, natürliche, in sich eigenartig ruhende Kulturen waren, den Germanen aber eine immerwährende Unsicherheit und Angst, eine tiefe, unbewusste Qual bedeutet haben, aus der sie keinen Ausweg fanden und in welche sie mit Sehnsucht zurückkehrten, nachdem sie mit Gewalt daraus gebrochen waren. Es ist die tiefste Tragödie der germanischen Rasse, dass sie von unendlicher Sehn-

sucht nach dem Süden, nach seiner leichten, glücklichen, selbstsicheren Natur, nach dieser Offenbarung der Sinne und des äusseren Lebens, als nach der unversieglichen Quelle der Schönheit und Jugend erfasst, immer wieder und wieder über die Berge wanderten, wie Vögel aus der Winterheimat, mit mannigfaltigen politischen, geistigen, künstlerischen Ausreden, und nun dem Leben, dem Süden Aug' in Aug' gegenüber, geblendet, von dieser ungeahnten Glut erfasst, besinnungslos, von diesen unüberwindlichen Gegensätzen erschüttert, das Gleichgewicht verloren und zertraten, bis in den Grund vernichteten, was sie so dunkel, so schmerzlich, so wonnevoll begehrt hatten. Und war diese Zerstörung getan, so bauten sie, heimgekehrt, wieder im tiefsten Innern von neuem an diesem Werk des Wunsches und der Hoffnung und sehnten sich von neuem nach Italiens Wesen und Wundern. Der Norden, das Klima, die Art der Menschen und ihrer Natur macht den Deutschen so verschlossen, so für sich lebend und sinnend, wie der Süden, die Sonne, das offene, fruchtbare und freie Land den Romanen nach aussen gewandt, ins Ganze strebend. Der Volkskultur Italiens, der Romanen, setzt der Deutsche immer nur voll Zagen und Scham die scheue, tiefe, leichtverwundete, spröde, persönliche Kultur entgegen. Dem grossen Ganzen steht hier der grosse Einzelne, dem offenen Weltmenschen der verschlossene Ichmensch gegenüber. Sie sehen einander lang ins Auge, staunen, und hier und da reichen sie einander die Hände und sehnen sich einer nach des anderen Wesen. So war es, da Dürer dem Raffael begegnete,

und nach Hause jenes berühmte Wort schrieb: „Wie wird mich nach der Sonne frieren,“ so war es, als jener Niederländer Hugo van der Goes für Florenz die Anbetung der Hirten malte, vor der die Italiener als vor einem fremden Wunder standen. So liegt dem Deutschen jenes Repräsentativdenken, jenes grossgewölbte, massenumfassende, akademische „Hallendenken“ eigentlich ferne, und nichts ist deutscher als der Professorenhass, als der Hass gegen Zunftgelehrsamkeit und akademische Gesetzmässigkeit und Regelzwang des Forschers. Der Deutsche, der still für sich lebt, in Einsamkeit, in seiner Stube denkt, arbeitet und nur mit Widerstreben aus sich herausgeht, sich wieder nur in seiner Stille und Sicherheit wohl und geborgen fühlt, wächst dabei, bei all dieser Einfalt und schroffen Gebundenheit an sich allein, hoch in seinen nordischen Himmel hinaus, stark, wunderlich und gross, wie es der Baugedanke der Gotik ist: das Streben der irdischen Seele zu Gott. Das Wiederkehren zur Erde, dies schöne Auf- und Niederwölben der Halle ist nicht deutscher Lebensstil.

So wandeln die Gedanken wie die Blicke durch die Arkaden des alten gelehrten und fetten Bologna weithin bis zu jenen fernen Grenzen, wo der Himmel vom Horizont getragen wird, als die schönste und unendlichste Halle, bis zu den Grenzen, wo zwei Rassen einander begegnen, berühren und meiden, wo deutsches und romanisches Wesen sich finden und wieder scheiden, versöhnt in dieser ruhevollen Anschauung, welche von der Stadt der alten hohen Schule eingegeben wird.

Am Abend führte mich der Weg nach San

iovanni in monte, wobei der Bologneser in seiner rossen Ebene schon ein sacht ansteigendes Hügel-ıen einen Berg nennt. Die frühgotische Kirche or dem Platz lag im Dunkel, die gegenüberliegenden ten Häuser im hellen Licht des Mondes so scharf ezeichnet, wie die Coulissen, welche eine Theater-ekoration zu einer italienischen Oper vorstellen, ras war zwischen den Katzenköpfen der Strasse nd oben sang einer mit der heissen, ein wenig tten Stimme der italienischen Sänger ein schmach-ndes Ständchen. Einschmeichelnd klang die flache, ber inbrünstige Musik, und es war eine billige, doch atürliche Theaterstimmung, wie denn auch der alienische Gesang, die romanische Melodik gleich-am eine motivische, mannigfaltige, aber konventionelle rbenglatte und glänzende, aber flache Volksmusik usmacht, jedem einzelnen geläufig und einfachster usdruck des Gemeinempfindens, aber weniger ifferenziert und ohne jene höchst persönliche, in ich zurückgezogene, versunkene, tief in das eigene Vesen hinabtauchende Sehnsucht und Kraft, welche lie deutsche Musik ausmacht und auch aus ihr eine Kunst und Kultur von Einzelmenschen gebildet hat, leren Seele zu den Himmeln wächst, schwillt, herb, nit tausend Widersprüchen, Qualen, Bitternissen des nnern ringend und singend, so ganz traumhaft be-lommen und wieder siegreich wie die Gotik, deren Baugedanke zugleich der Baugedanke des deutschen Vesens ist. Individuelle Kultur, das ist das Ziel und lie Möglichkeit der germanischen Welt. Sie mit inem Gesamtleben richtig ins Einvernehmen zu oringen und eine Staatsform, einen Staatsinhalt zu

schaffen, der dies bedingt und verlangt, ist das innere politische, das höchste nationale Ziel.

Bologna ist nach italienischen Begriffen eine stille Stadt. Die Menschen sind ziemlich gross, stark, gesund, schön, sie haben etwas von der Würde, die der Stil ihrer Häuser verlangt, sie schwatzen nicht zu laut und lachen nicht zu toll. Wenig Wagen fahren in den Strassen. Meist die seltsamen, ungewohnten, zweirädrigen Karren, mit Mauleseln oder kleinen, geduldigen Pferdchen bespannt. Obstverkäufer führen die gleichen Karren durch die Strassen. Durch die Hallen kommt einem hier und da ein Hühnerhändler entgegen, der, seine Ware lebend, die Füsse zusammengebunden, wie einen Kranz um den Hals trägt, die armen Vögel flattern, kreischen, schwirren mit den Flügeln, voll Angst, indes ihr Träger gelassen, als ginge ihn die Sache nichts weiter an, seines Weges wandert, wie ein Professor, der sich um all das Geschrei und Flügelschlagen der armen Ideen nicht kümmert, die er an sein System gefesselt hat und die davon loswollen und leben möchten.

In Bologna muss stets eine natürliche Neigung zur Musik bestanden haben, die ja in dieser beschaulichen Ruhe und vornehmen Feinheit des Wandels am besten ausklingt, verstärkt und erhoben durch die guten Wölbungen ringsum. Keiner hat süsser und versunkener die musizierenden Engel zu Füssen himmlischer Throne gemalt, als der sanfte Francia, und inmitten der gewaltig akademischen Naturalismen der Caracci und des Domenichino in der „Academia delle belle arti“ hängt Raffaels „Heilige Cäcilia“, das

malerische Zeichen, Gleichnis und höchste Sinnbild der Stadt. Unvergesslich ist die holde Ruhe und einfache Ergriffenheit des Blickes, mit welchem die Heilige, ihre Orgel niedersinken lassend, der Musik des Himmels lauscht, als könnte sie den göttlichen Geist sehen, der die Ordnung der Welt in gewaltige Hymnen bindet und auf dem Leben der Dinge spielt, als auf dem grossartigen Instrument seines Willens. Und um sie die Heiligen in der verschiedenen Wirkung der Töne auf verschiedene Menschen, in der natürlichsten Abstufung des ruhigen, leidenschaftlichen, frommen, erregten Lauschens. Das Ganze ein Bild der Musik und im einzelnen Werke wieder eines der Welt, wie sie als unfassbare, schöne, seligsichere Harmonie in den seltenen Augenblicken schöpferischer Erkenntnis und Gewissheit sich offenbart und den Einzelnen zwingt, ihre Macht und Fülle den anderen allen zu erschliessen. Diese Offenbarung der Musik ist Bolognas Wunder.

Es ist nicht die geringste Ehre dieser Stadt der Bogenhallen, dass man sie als wahre Heimat von Raffaels Cäcilia empfindet.

V.

Florenz.

Zeitliche oder schon blosse geistige Entfernung von gewissen Erscheinungen lässt uns oft an die Formel glauben, mit der wir sie umfassen. Ein Erlebnis stellt uns in ihre Mitte, Aug' in Aug', da sprengen die Erscheinungen diesen künstlichen Rahmen und stehen als Welt in ihrer Fülle da. Selbst voll Mannigfaltigkeit, wie eine stets aus sich selber sich erneuernde Erfindung, erzeugen sie in jedem Betrachter, in jedem Zeitalter und jeder Weise der Anschauung immer neue Bilder, so dass die Gliederungen des Ganzen voll Anmut wechseln, wie Anblicke verschiedener Naturspiele. In ihrem Widerspruch und Wandel entziehen sie sich oft selbst jedem Mass, aber sie geben es für den Anschauenden. Keine Welt zielt so stark, wie die der Antike und die von Florenz und der Renaissance auf das Bewusstsein des Betrachters selbst. Die Relation des Einzelnen, seiner Zeit zu diesem Ganzen macht dessen wichtigsten Reiz aus. Dies ist die geheimnisvolle Lust an Florenz, dass sich unwillkürlich eine Welt und Zeit mit dem Beschauenden in unmittelbare, notwendige Verbindung setzt und gleichsam das

Tiefste, das er zu denken und das Feinste, das er wahrzunehmen hat, in ihm aufruft. Florenz ist nicht wie Venedig ein abgeschlossenes Gedicht, ein ausgewirkter Traum, sondern eine Realität, viel rätselhafter, weil es lebt und wirkt. Wenn man die Worte für den ersten Eindruck sucht, drängen sich zuerst die auf, welche Schwere und Gewalt bezeichnen. Nirgends möchte so viel Leichtigkeit, Lust, Bewegung und Anmut auf einem solchen Grunde von gehaltener Kraft und starrer Festigkeit sich erhoben haben. Die Paläste von Florenz sind nicht wie die femininen, morgenländischen von Venedig für die wollüstige Sicherheit und geniessende Üppigkeit gebaut, sondern für harte Männer in harten und unsicheren Zeiten. Jede Stadt hat in ihren Kulturäusserungen ein tiefes, unverlierbares Instinktleben hinter allem bewussten Schaffen, die Geschlechtlichkeit ihrer Stammesart. Venedig ist weiblich-orientalisch. Florenz und seine Kultur hat eine volle Männlichkeit. In Venedig löst Schmuck und Luxus die festen Linien auf, in Florenz sind die Formen der Kunst mit Schwere und Einfalt und doch voll Mass gebunden, wie das sichere, edle Gedankenleben eines reifen Mannes. Nirgends kann man wie hier den ernsten Lebenswert und die stete Lebensnähe der Bau-Renaissance erkennen, welche von kühn erfassten Zwecken aus die Dekoration unterordnet, bestimmt und niemals sich über den Kopf wachsen lässt. So schön die Vollendung aller Baugedanken ist, so echt und unverlierbar bleibt ihr Zusammenhang mit den Ursachen alles Bauens. Im Wesen ist wahrhafte Kultur die, welche aus den Nötigungen der Natur

hervorgegangen, mit ihr in innerstem Zusammenhang geblieben ist und sich in ihrem höchsten Ausdruc auf die Einfachheit des Naturnotwendigen zurücl führen lässt, in ihrer freiesten Entfaltung auf di stärkste Gebundenheit: Das Haus auf die Urform de Höhle, der Zufluchtsstätte, des primitiven Schutzorts In seiner feinsten Entwickelung muss sich das schlecht weg Geniale auf das Ursprüngliche verfolgen lassen wie ein klares, tiefes Wasser, dem man auf den Grund blickt. Dieses Urzeitliche haben die alten Gebäude von Florenz bei all ihren kühnen und wunderbar abgewogenen Verhältnissen, eine Lebenssicherheit, welche bloss die Renaissance der Antike gegenübersetzen kann. Es wird aus Stein gebaut, aus der pietra serena und forte, die man unweit der Stadt bricht, die Quadern werden nur roh behauen, und die Blöcke einfach geschichtet. Im übrigen Europa hat man ja fast schon vergessen, dass es wirkliche Steine gibt, mit welchen man baut. Diese Häuser der Renaissance sind Burgen. Aber man erweitert den Begriff der Burg bei ihrem Anblick. Wir kennen nur die winkeligen, verschrobenen, aus verschiedenen Zeitläuften nach wechselnden Bedürfnissen ineinandergerückten launenhaften Wald- und Bergschlösser des deutschen Adels von einst unter diesem Namen. In Florenz sind es Vesten des Bürgers, ein für allemal in grossen Verhältnissen errichtet und mit solchem weiten Blick für das Notwendige, dass sie heute noch ihre Wohnlichkeit haben. Überhaupt wird Vollendung und Möglichkeit einer bürgerlichen, einer Stadtkultur erst in Florenz völlig erfasst. Die deutschen Bürgerstädte sind meist viel jünger und

in ihren uralten Verkörperungen doch bloss von historischem Reiz, es ist nicht die hohe Kraft einer durch alle Zeiten gehenden Vollendung in ihnen. Wieder muss man an die Antike denken, wenn man diesen Stadtstaat Florenz ansieht. Auch die germanische Welt brachte Stadtstaaten und -mächte hervor, aber dass deren Blüte und Energie das ganze Geistesleben einer Zeit beherrschte und bestimmte, vermochten sie nicht zu erreichen. Aus sich heraus wuchs ihnen diese Kraft zum Ganzen nicht, welche Florenz so sehr eignete, dass es heute in einer späteren Zeit, die in so vielem vorgeschritten ist, noch immer als das grössere Einst von einem kargen, unbedeutenden, stillen Jetzt grausam absticht. Und innerhalb dieses Stadtstaates wandelten sich die meisten Bildungen der Politik ab, bis die volle Höhe in der Tyrannis erreicht war, welche auch im Altertum oft den besten Stand der Lebenskräfte eines Staates ausgedrückt hatte. Diesem Spiel der bürgerlichen Freiheitskämpfe, die sich endlich selbst einen Herrn und Meister setzen, um innerhalb starker Grenzen sich gleichsam von aussen nach innen zu entwickeln, diesem Spiel nachzusinnen, führt zu mancher Einsicht in die Entwickelung der politischen Geschichte Europas und der grossen Staaten, welche nicht selten eben in den gewaltigen Begrenzungen des Absolutismus, in der Erweiterung der Stadt-Tyrannis auf das grosse Gebiet einer Nation, ihre höchste geistige und materielle Macht erreichten. Man ist leicht geneigt, einen solchen politischen Zustand arg zu verkennen, da die französische Revolution einen Freiheits- und Gleichheitsbegriff in die

Welt geworfen hat, der ärger tyrannisiert, als irgend eine wirkliche Einzelherrschaft. Unter diesem Begriffszwang hält man alles innere Leben für gebunden und weil das Volk, die Masse nur als verhaltene Kraft wirken kann, glaubt man ihre Kräfte ganz unterbunden und gestaut. In Wahrheit hat gerade die Tyrannis, dann der Absolutismus äussere Grenzen gegeben und sich an ihnen genügen lassen müssen. Die Befreiung des Individuums, des seelischen Lebens, der Einzelkräfte, die Wirkung nach innen, alle jene physischen und geistigen Bedingungen der Kultur nahmen gerade von diesem Zustand ihren Anfang. Es ist, als wäre eben unter dieser Verfassung starker und zur Selbstbeschränkung gelangter Stadt- und Staatswesen, in solchem Zwange erst eine nötige Ökonomie erreicht. Was im Zustande der vollen Freiheit eben in dem Gegen- und Durcheinander aller gegen alle unnütz verbraucht und verzettelt wird, die feinsten Geister, die tiefsten Gedanken, die schönsten Begabungen, sonst aufgerieben und ausgespielt, bekommen mit einem Male Stand und Halt. Alles wird auf ein Ziel bezogen, plötzlich stehen die Linien eines gross und scharf umrissenen Ganzen da, und sei auch der Mittelpunkt — die Person des Tyrannen — oft nur scheinbar zufällig, willkürlich, plötzlich hingestellt. Alles hat ein Kristallisationszentrum, um das es wunderbar aufschiesst und blüht. Nur so kann man den Reichtum an Persönlichkeiten und Leistungen, die Energie der geistigen Produktion solcher Zeiten hochstehender Tyrannis verstehen, welche ein Bild geordneter und zwecksicherer Kultur gewährt, gegen welches alle Bilder äusserlich freier,

über durchwühlter, gieriger und unbefriedigter Demokratieen als Chaos und Anarchie erscheinen. Der alte, heilige und gehasste Begriff der Ordnung steht in einem grossen, schönen Bilde da. Und auch die andere Lebensmacht, zu der unser Heute gar kein Verhältnis hat, das zweite, tiefer und innerlicher Bindende stellt sich mit einer unvergesslichen Würde und Schönheit dar: der Glaube, die grosse Lebenseinheit der Volksreligion.

Durch die fortschreitende Verinnerlichung und Loslösung der Geister vom Ganzen ist das Gleichgewichtsproblem der heutigen Welt von Grund aus verändert; Glaube wie Unglaube ist Sache individuellen Wollens und Könnens geworden. Wir haben weder einen äussern irdischen, noch einen innern geistigen Kulturmittelpunkt. Wir stehen in einer ungeheuern Verschiebung aller Kräfte und Menschheitselemente, in einem Chaos. Wohin es zur Zukunftsordnung abzielt, lässt sich nicht erkennen. Der abgeschlossenen, florentinischen Welt gegenüber sieht man erst die Veränderungen des geistigen Weltglobus, die Resultate aller Revolutionen der Seelen seither. Der Glaube fasste damals das ganze Volk zusammen; seine Sprache, seine Formen und Formeln, sein Stoffkreis war allen in gleicher Weise eigen und hierin fand sich der gemeine mit dem ungemeinen Mann als im Heiligtum aller. Auf ihn sind alle Lebensäusserungen bezogen. Er ist die Folie des ganzen vielfältigen Geschehens. Von diesem einheitlichen goldenen Grunde heben sich Bewegungen und Figuren mit starkem Umriss ab, und was geschieht, wandelt gleichsam in diese strahlende und sichere Unend-

lichkeit hinein. Der Glaube ist für den Einzelnen Möglichkeit und Mittel der Teilnahme an den höchsten Gütern, an dem Schaffen des Genies, an der Sehnsucht der Künstler, er ist Gewissheit ohne Grenze ohne Frage, ohne Fehl für alle, Lebenssicherheit und Ziel. Indem sich der Höchste an ihn wendet mit seinen innerlichsten Sehnsuchten und Trieben bleibt sein Schaffen stets dem Ganzen erhalten, in Beziehung zu seiner Welt. Die Bedingungen der Kunst, welche für alles Innerliche, Geistige Ausdruck Bild, Wendung nach aussen sucht, sind in seinen Gewohnheiten und Formen gegeben. Das Volk bewahrt und belebt sie, und indem es glaubt, sieht es im farbigen Schein die höhere Einheit seines Lebens. im Glanz des Wunders, Traumes, der Sehnsucht. Indem es glaubt und vor diesen Bildern betet, antwortet es der Kunst in ihrer eigensten Sprache, in der des Gefühls, der Verzückung, der Versunkenheit. Es bringt die sinnliche Anschauung wieder ins Übersinnliche, Geistige zurück, es schafft mit an dem Wunder seiner Welt. Und so wird jener hin- und rückflutende Strom, der jeden, aber auch jeden einbezieht und führt, treibt und ruhen lässt, jeden zum Teil eines unverlierbaren Ganzen macht, vor dem es kein Entrinnen gibt und dessen Schönheit wieder auf jeden zurückstrahlt.

So war die tiefste Verinnerlichung, die äusserste Verfeinerung des Kunstschaffens möglich, eine Stellung des schöpferischen Menschen im Ganzen, welche ihn nie einsam liess und dem höchsten Ausdruck seines Wesens doch immer Antwort gab, als sei niemals einer unverstanden geblieben. Aber in

dieser Vereinigung einer Rasse in einem Glauben und in seiner Kunst ist zugleich die besondere Begabung der Nation ausgedrückt. Die Kultur der Renaissance ist ihre Frucht. Es ist das Zusammenströmen der Einzelleistung zum Ganzen, der individuellen Fähigkeit zum Gesamtleben. Das italienische Genie ist wesentlich und zunächst doch sozial, die Kultur der Renaissance ist Ausdruck einer sozialen, politischen Genialität. Damit scheint freilich die politische und soziale Zerrissenheit dieser Zeit im Widerspruch zu stehen, welche bei der höchsten Bildung und Kraft der Geister keine Einheit und Sicherheit der Zustände hervorbrachte. Dies hat auch zu dem Begriff der individualistischen Selbstherrlichkeit geführt, unter welchem die Menschen dieser Zeit, die Söldnerführer, die Tyrannen, die Päpste, die Künstler, die Denker als schrankenlose, gleichsam aus sich selbst leuchtende, für sich allein lebende und wirkende Menschen erscheinen. Das moderne Ideal der Persönlichkeit wird aus dieser Zeit der Wirren und Wunder abgeleitet. Geht man an den Schöpfungen von Florenz entlang, so tritt jedoch der Renaissancemensch dieser theoretischen und vorgefassten Meinung plötzlich zurück und das Ganze, dem er wider Willen vielleicht und unbewusst gedient, wird klar und gewiss. Freilich ging politisch Kampf vor Recht, Einzelner und Kraft vor Einheit und Ordnung, freilich war in jenen Zeiten selbst ein Durcheinander von Kämpfen zwischen Volk und Adel, Papst und Kaiser, innerhalb des Volkes zwischen Fetten und Hungrigen, aber nicht in der Verwaltung, in der Abgrenzung von Gebieten und

äussern Machtsphären, in wohlgehüteten Kompetenzen, in allem, worin wir heute eine äusserliche politische Einheit suchen, liegt die Kultureinheit dieser Zeit. Bald kommen wir von dem Fehler ab, mit Begriffen zu operieren, die, bloss die unsern, ein ganz falsches Mass für diese Vergangenheit abgeben. In diesem Sinne war freilich das Italien der Renaissance ein wüster Haufen verwirrten Lebens. Aber es hatte eine höhere Einheit; das grosse Überwinden des Einzelmenschen, der im äussern Dasein schrankenlosen Persönlichkeit durch ein inneres, allen gemeinsames, sicheres Lebensgesetz, glüht auf, wie wir vor den Kunstwerken stehen, die allein davon Zeugnis ablegen und Denkmäler dieser Einheit geblieben sind, während all die Zerrissenheit und Übermacht der Einzelnen in den Gräbern verkommen und verschollen ist. Und diese Einheit des Glaubens, des gemeinsamen Gefühls aller ist die Äusserung einer tiefen Begabung der Rasse, keiner wesentlich religiösen Begabung, denn der germanische Glaube ist ein weit tieferer, innigerer, ergreifenderer. Sie ist nur eine andere Form der politischen Begabung des Romanen, irgendwie zur Einheit zurückzufinden und einen Weg zu schaffen, auf welchem der Einzelne zum Ganzen geführt und ein gemeinsames Land für alles Denken, Wollen, Schaffen bereitet wird. Dass es sich nicht um die Religiosität und um die Jenseitshoffnungen der strengen katholischen Lehre vorzüglich gehandelt habe, erkennt man an der stolzen Pracht und irdischen Herrlichkeit dieser Gemälde und Bauten. Die Einheit lag eben in der Kunst, in der sinnlichen Durchdringung des Lebens und in

jener Weltschöpfung aus der Kraft der Illusion. Es war diesmal eben kein Verwaltungsstaat, sondern ein Kunststaat, den die Rasse hervorbrachte und mit dieser Kultur hat sie das Höchste geleistet, was ihr überhaupt vergönnt war. Die Renaissance war keine persönliche, individuelle, sondern eine allgemeine durchdringende, eine Volkskultur. Die Nation hatte ihre Einheit. Und so stark, so selbstverständlich war dies Gefühl der Kunst und ihrer Herrschaft über alle sonstige Zerfahrenheit, dass am Ende der Glaube, ihre wahre Ursache zurücktrat und sie selbst der Glaube der Rasse wurde. Von den Erztüren des Ghiberti sagte Michelangelo, sie seien wert, die Pforten des Paradieses zu sein und bei der Statue des berühmten Kahlkopfs, des „Zuccone" pflegte Donatello zu schwören: „So wahr ich an meinen Zuccone glaube." Dies ist der Glaube an die Natur, an das Dasein, an die Sinne, die Herrschaft dieses wunderbaren Lebens inmitten eines blühenden, strahlenden, bunten Landes, der Glaube an die Kunst, welche besser vereinigt und herrscht, als Schwert und Gesetz, und dies machte die Sicherheit und den Trost Italiens aus. Darin lag die wahre Wiedergeburt der Antike. Und noch einmal wird in dieser Zeit ein Widerspruch voll Geist und Naivetät behoben, indem Geistiges, Unsinnliches klar ins Wirkliche und Augenfällige zurückgeführt wird. Es ist der Gegensatz des Heidnisch-Sinnlichen, der frohen, reuelosen, gleichsam vor sich selbst bewundernd hinschwebenden Zeit der Freude und Farbe zu der christlich-unsinnlichen, strengen, reuigen, vor sich selbst schauernden, von ihres Lebens Hoffart

bitter abgewandten Überzeugung jenes Glaubens, an dem dieselben Menschen hingen. Im Leben sieht das so anders aus. Es bringt nur den Begriffsmenschen und Gedankensklaven zur Verzweiflung. Der naive, sinnlich-kräftige und energische lebt eben. Die Widersprüche lösen sich zu ebensoviel Reizen auf, denn die schönste Schönheit dieses Lebens ist sein Widerspruch, und jeder Gedanke wird erst aus seinem Gegenspiel gleichsam in Gestalt und Farbe völlig sichtbar. Leben selbst ist Versöhnung, Anschauung verklärt den starren Begriff, alles ist umflossen von Bewegung, Licht und strahlt vom Widerschein des Blutstroms in den Adern. So konnte dies Volk wahrhaft glauben und beten und dennoch leben, wie es lebte, seinen Sinnen, seiner Freude hingegeben, so konnte das Dasein ohne Reue, geführt von den Stimmen des Instinkts, seinen starken Schritt gehen, nicht ohne jene feinere Art, welche geistige Begabung den Körper lehrt. So konnte der Glaube dies starke Leben wunderbar verfeinern und der Kunst ihre geistige Tiefe geben, ohne mit seinem Schrecken und seiner Energie zu zerstören und zu lähmen, was er eigentlich hervorrief. So konnte von den Hütern des Glaubens, den Nachfolgern Christi gerade ein Werk getan werden, das ihrer geistigen Mission ganz entgegengesetzt scheint. Sie waren die Entdecker und Schirmer der Antike, Heidentum und Christentum lagen gleich gewichtig in ihren Händen. Und dies Papsttum, eine Bildung der damaligen italienischen Glaubenseinheit, wird die grösste politische und Kulturschöpfung dieser Zeit. An ihm erkennt man wieder die Ordnung schaffende,

sammelnde, vereinigende Begabung der Nation. Aus einer Organisation der Religion wird eine Schutzgewalt der Kultur. Und es ist der edelste Gedanke, die schönste Freiheit dieser Zeit, dass die Herren des Glaubens sich zu Herren des Lebens, die Verwalter überirdischer Seligkeiten sich zu Schatzhütern der irdischen Schönheit machten, dass sie über den Widerspruch der Begriffe hinausfanden zur Einheit des Lebens. Und wieder ging von den Germanen die Zerstörung dieser ganzen, feinen, wunderbaren Welt aus, von dem Drang ins Geistige, Un- und Übersinnliche wurde dieses zarte Gleichgewicht zertrümmert, die Begriffe haben eine so rohe Faust. Und gerade der deutsche Individualismus hat die romanische Einheit, die Kultur der Renaissance zerschlagen und damit vielleicht die letzte Volkskultur der Welt.

* * *

Ein Abgrund ohne jede Brücke trennt unsere Zeit von dem Florenz, welches blühte. Wir leben in Formeln, Begriffen, Gedanken, unser ganzes Denken spitzt sich immer mehr ins Persönliche, Differenzierte, Begriffsmässige zu, es wird immer analytischer, trennender. Wir leben nicht mehr in einer vollen umfassenden Anschauung der Dinge, sondern in einer nach innen gekehrten Kurzsichtigkeit, welche sich stets nur mehr am Teil genügen lässt, da ihr das Ganze verschwimmt. Kunst, Wissenschaft und Leben sind von einander getrennte Inseln. Immer tiefer wird die Vereinsamung der

Menschen. In der Renaissance scheint der Lebensstrom voll und ungeteilt zu fliessen. In der Ökonomie des Ganzen ist für ein unverträgliches, bohrendes Einzeldasein kein Raum, dagegen die beständige Gelegenheit für jene höchsten Betätigungen der Persönlichkeit, welche Lebenswert für alle haben. Kunst und Leben sind eins. Ja heute scheint es uns sogar, als stünde im Florenz der Renaissance die Kunst über dem Leben, als dessen höhere Einheit. Uns ist sie eine willkürliche Dekoration. Wir haben sie in eine Einsamkeit gezwungen, wo sie von sich selber zehrend eine Sprache spricht, die ganz seltsam klingt und bald eine tote sein wird. Es ist die Sprache der Erregung, der Extase, des Übermasses, der Kraftfülle, welche von jeder erhöhten Anschauung des Daseins eingegeben, dem Künstler eben die Sprache seines Schaffens bleibt. In Florenz stehen wir überwältigt vor dieser unverlierbaren Einheit von Kunst und Leben, die einander aufs innigste durchdringen. Jede Erscheinung wird zum Ausdruck einer gemeinsamen Kraft der Natur, die sich im Bilde ebenso mächtig ausgibt, wie im Ding. Damals führte der eine draussen auf dem Lande seine Pflanzungen, heckte sie mit Erlen, Pappeln, Ölbäumen und Weiden ein und baute den Wein, indem er die Begrenzungen seiner Äcker, diese Bäume, von den Reben, als von saftig-vollen Kränzen umwachsen und verbunden werden liess. Und der andere arbeitete an dem Bau des Doms oder an sonstigen Bauwerken der Stadt oder meisselte an jenen Fruchtkränzen, welche manchmal die einzelnen Bauglieder blühend verbinden, wie die Reben draussen Stamm mit Stamm.

Harmonische Buntheit, die verträgliche Einheit der starken Farben, das volle Zusammenstimmen der Lebenselemente machte jene frühlingshafte, reiche Seele von Florenz aus, welches vom Blühen Namen und Wesen hatte. So strahlt der Dom mit seiner Marmorbekleidung —, dunkle und lichte Platten in wechselnden Ornamenten die Flächen teilend und vertiefend —, in ähnlicher Leuchtkraft, wie der Anblick des vollen Tals von der Höhe des Campanile aus, wo der Blick die sanft-grünen Hügel, die weissen, schimmernden Häuser, den glänzenden Strom, die blauen Höhen der Appenninen, die Unendlichkeit eines lichten Lebens unter einem seidenblauen Himmel bewundernd zusammenfasst und grüsst. Das Leben von Florenz, dieses weiten, üppig hingestreckten Tals voll Reiz und Licht ist der Raum für diese Kunst, die es ganz erfüllt und über den Erscheinungen eine zweite höhere Welt aufglänzen lässt. Wenn man in der Renaissance die Macht der Persönlichkeiten schätzt, vergisst man oft die höhere Bewunderung der Gesamtnation, ihres staatlichen Lebens, ihrer innersten Begabung, eben den Einzelnen solche Möglichkeiten der Entwickelung zu gewähren, dass sie nicht trotz dem Ganzen und gegen ihre Welt, sondern mit ihr und für sie gelebt und ihre schönste Leistung eben ihrer Zeit dargebracht zu haben scheinen. Die starke Resonanz macht diese Kultur so wohlklingend. Ohne wahrhafte innere Harmonie ist eine solche reiche Kunst nicht möglich, welche der Einheit einer anschauungsmächtigen und mit dem Instinkt der Zusammenfassung begabten Nation verdankt wird. So ist die Kunst der Renaissance

und die wiedergefundene, durch drei Jahrhunderte mitgehende der Antike die begleitende Musik zu einem unsagbaren Tanz und Glanz des Lebens. Ein hohes Glück und Kraftgefühl bei aller sonstigen Unsicherheit des Daseins machte es überaus strahlend und seine Menschen bejahend.

In den Uffizien stehen antike Bildwerke neben denen der Renaissance. Altes und neues Leben grenzen sich von einander ab und vereinigen sich wieder zu einem Ganzen. Die Welt der griechischen und römischen Götter, eine ins Gefühlt-Sichtbare übersetzte sinnliche Deutung aller Lebensvorgänge, steht neben der strengen christlichen Lehre der ins seelische verflüchtigten Reize, der ins Gedacht-Überirdische verdrängten Triebe, neben der grossen Entsinnlichung. Auf entgegengesetzten Wegen kreuzen sich diese Zeitalter in der Kunst. Die Antiken in ihrer Vermenschlichung des Göttlichen bringen dem Einzelwesen wenig von jener ängstlichen Beachtung entgegen, die sich in dem charakteristischen, leidenschaftlichen Antlitz äussert, das wir heute an Bildern von Menschen als von äusserst beseelten, in ihre Welt versunkenen Geschöpfen suchen. Sie lösen den Menschen ganz von seinem besondern Schicksal ab und begnügen sich mit dem Allgemeinen, Artmässigen. Diese Rückführung auf das stärkere Allgemeine ist dann wohl missverständlich als die „antike Schönheit" bezeichnet worden. Die Begriffe „Schön" und „Hässlich" mit ihrer willkürlichen Auslese müssen den Griechen kaum bewusste Einteilungsgründe der Anschauung und des Schaffens gewesen sein. Das Leben sprach sich in

gewissen Formen artbildend und allgemein aus und der Verstand aller arbeitete für das Typische ein religiöses, künstlerisches und dann soziales Ritual aus, eine Konvention von Vorstellungen und Gestalten, Ereignissen und Individuen, welche dieses als möglich und gewohnt erkannte Leben auf das vollendetste, gleichsam feststehend verkörperten. Das Gattungsgemässe war in ihrem künstlerischen Instinkt das unwillkürliche und stark betonte Grundelement. Das Gesamtleben war höher, als das persönliche, und der Genius der Rasse blieb als jenes unsichtbare, von jedem Menschen empfundene Urgesetz alles antiken Lebens, als Schicksal und Notwendigkeit schlechthin vor ihren Augen. Das einzelne Dasein ist nichts als ein Opfer für dieses gemeinsame Lebensgesetz der Rasse, bloss dessen momentane Verkörperung. Der Gedanke des höchst persönlichen Lebens, der eigenwilligen Besonderheit des Helden, des Menschen, der zum Unterschied von den andern kein blosses Dasein, sondern ein Schicksal hat, ist von den Griechen, die künstlerisch wohl alles Denkbare gedacht haben, bestimmt erwogen worden. Aus dem Geiste der Musik, der un- und übersinnlichsten Sprache des Gemeinempfindens gebar nach Nietzsche das griechische Schicksalsempfinden die Tragödie, als besondere, Farbe und Wort gewinnende Stimme jenes einzelnen, der aus dem Ganzen wächst und in höheren Wünschen, Erlebnissen empor, dem Schicksal entgegenstrebt, das ihn besonders ergreift, den Übermütigen, Widerwilligen, Starken und der übrigen Menschheit gegenüberstellt als Beispiel dessen, der sich dem gemein-

samen Lebensgesetz zu entwinden scheint, um ihm endlich in einer andern Höhe und Sphäre dennoch unfehlbar zu erliegen. Die Erkenntnis und künstlerische Darstellung des höchst persönlichen Schicksals gegenüber der Nation und Rasse wuchs aber aus dem Kunstmittel des Denkens, aus dem individuellen Sinnen und Wirken der Sprache, aus der Dichtung hervor. Die bildende Kunst blieb wohl beim Allgemeinen, Typischen, Sinnfälligen. Sie stellt den Gemeinbegriff, die Gesamtanschauung, das Rassengemässe dar. Und selbst im stärkst-dramatischen, in der Gruppe der Niobiden siegt die allgemeine Form über den besondern Ausdruck. Es gibt keine stärkere, momentanere, dramatischere Schöpfung, als diese. Ja vielleicht haben diese Gestalten den Begriff des Dramatischen in der bildenden Kunst wieder fühlbar gemacht. Jedenfalls ist die italienische Kunst auf diesen Höhepunkt aus eigenem gelangt und in anderm Gebiete damit tief verwandt. Das Drama in der Malerei, diese hochgespannte Schilderung des Schicksalsaugenblicks, selbst ein dramatischer Höhepunkt der Kunst, beginnt mit der Scene des Lionardo'schen Abendmahls, welche eine Vielheit von Erscheinungen sammelt und in ihrer Weltbedeutung hinstellt, da sie die Worte des Heiland: „Einer ist unter euch, der mich verrät" zum geistigen Zentrum macht, von dem das Ganze angestrahlt wird. Diese Antiken also, sogar die Niobiden erkennen selbst das Besondere und Ausserordentliche nur im Körperlich-Natürlichen, im typisch-Menschlichen an. Nie ist Seelenschmerz, Trotz, Flucht, Angst, Entsetzen, Fluch, Ergebenheit ohne

ıesondere Individualisierung der Mienen dennoch ndividueller ausgedrückt worden, als durch diese Körper, durch die Wendungen dieser Glieder, durch len Faltenwurf der Gewänder, durch die Bewegungen ler Arme und Beine, durch das Krampfen, Stützen, Iochgreifen der Hände, durch das Auftreten, Einrallen, flüchtige Zehenschreiten der Füsse. Ein Zug on tragischem Menschheitsgefühl atmet in diesen Bildern. Der Pfeil des Schicksals hat getroffen. Die Kinder der Niobe, die Kinder, die der Schoss einer tolzen Mutter geboren hat, die Menschen alle tehen diesem Schuss aus unsichtbaren Händen gegenüber. Nicht auf die seelische Differenzierung les Gesichtsausdrucks, auf die geistige Besonderheit ler Miene verwendet der Künstler seine Mühe, ondern auf das gewaltig Rassengemässe, auf Körper ınd Bewegung, in welchem sich das Menschliche in ler einzelnen Situation mächtig ausspricht. Im einach Sichtbaren ist alles Sagbare und Denkbare gegeben und für die bildende Kunst besteht keine beondere Welt des Angesichts. Nur jene seelische Bewegung wird gelten gelassen, welche sich auch im ganzen Körper ausspricht. Das scheint das Stilgesetz dieser Kunstwerke zu sein. Jede Geste der Hand, die Linien der Kniee, der Arme, die Neigungen ler Häupter sind individueller, als die Köpfe, als die Gesichter, welche ein Formenritual, eine Rassenconvention zeigen, ohne sonderliche Vertiefung. Wiederum: Der Mensch, die Person wird im Tempel ler Rasse dargebracht. Die italienische Kunst der Renaissance kommt zu dem gleichen Ziel auf dem entgegengesetzten Wege. Aus dem Einzel-Natür-

lichen gewinnt sie die höhere Form jenes Heroisch Typischen, die sich in der klassischen Kunst ausspricht. Zuerst die Nachfolger von Byzanz. Diese sterbende, starre Kunst einer in Ohnmacht versinkenden Welt, hat keine besondere Kraft mehr. Das verarmte Leben ist in typische Konturen gepresst. Nur einem neuen Glauben ist dieses Schaffen hingegeben, aber unsinnlich-streng, erbarmungslos-fromm steht die malerische Stimmung selbst in Krypten, der Sonne und Bewegung fern. Die antike Glaubenseinheit, so voll Wechsel und Reiz, ist einer christlichen gewichen, die nun harte Einfalt dem einstigen Übermass entgegensetzt. Die antike Darstellungskonvention der religiösen Anschauung und Kunst stirbt ab und von ihren Resten lebt diese byzantinische Kunst als von des Feindes Gnade. Gar keine freie Fähigkeit der schaffenden Hand besteht mehr, auf schroffe, kümmerliche Zeichnung und harte, kranke, ohnmächtig-starre Linien ist die Anbetung der Gläubigen gewiesen. Das Leben ist aus der Welt, aus den Körpern gewichen. Die Völker liegen noch in Ohnmacht nach dem grossen Sterben der alten Reiche, der alten Seele. Die neue hat noch keinen Ausdruck. Da kommt Cimabue, nach ihm Giotto. Und schüchtern erhebt das Leben sein mütterliches Antlitz, die Gestalt der Madonna wird zum Bilde des erwachten Landes und der erneuten Fruchtbarkeit. Sie hat ihr Kind auf ihrem Schoss. Noch sind die Züge ernst und starr, nicht wach, sondern wie von Traum und dem Urschweigen befangen, es ist noch nicht die Frau mit ihrem persönlichen Schicksal, sondern gleichsam die Urmutter

des neuen Geschlechts mit dem neuen Menschenkind, die da ins Urleben hineinblickt, aus Grüften auferstanden. Und damit ist ein Bann gesprengt. In raschem Gang geht die Rasse nun zur höchsten Vollendung. Wie immer drängt sich auch in dieser heroischen Zeit Held an Held. Die Menschheit hat den Gebrauch ihrer Glieder, die Lust ihrer Seelen wiedergefunden, immer deutlicher, immer lebendiger setzt sie sich mit all der Farbe und Fülle auseinander. Das Quattrocento ist der Höhepunkt dieser anschauungsammelnden, in Anschauung ganz versunkenen Malerei. Der Triumph des Naturalismus. Die Maler haben den Menschen wieder entdeckt und jedes Bild, das sie malen, wird aus einem sakralen Gemälde der heiligen Geschichte eine übervolle Komposition einzelner interessanter, lebender Menschen, mit der Lust rauschender, bunter, faltiger Gewänder, knitternder Stoffe, ganze Städte, die nichts als Florenz sind, stehen im Hintergrund, umständlich werden die kleinen und die erhabenen Anekdoten des Alten Testaments und die Geschichte des Herrn in lauter lieblich schwatzendes Detail zerlegt und man steht in einem Frühlingswald voll überaus zwitschernder, schwirrender, munterer Vögel. — Und dann mit einem Schlage, als sei ein entscheidendes Erlebnis über Nacht gekommen, findet die Nation ihre Grösse, die Malerei ihre Einheit, das Leben seinen Stil, die italienische Kunst kommt aus dem Wunderwald der rauschenden Erscheinungen gleichsam vor die grosse Fläche des Meeres, zu der erhabenen Einheit von Welt, Glauben, die Seele findet Ruhe und Erhebung, im innern Leben sammelt sich alles und vertieft,

vereinfacht sich und findet seine Beziehung auf jenes Geistige, das nur im Glauben sich ausgab und nur auf ihn zielte. Volk und Kunst, Leben und Glaube haben ihren Stil. Das Christentum hat seine Formensprache, seinen Erlebnisgehalt in dichterischen und malerischen Gleichnissen niedergelegt. Das Werk der klassischen Zeit besteht darin, die Fülle des Lebendigen auf diese wenigen erhabenen Einzelheiten rückzuführen und dafür das Wenige aufs äusserste zu vertiefen, zu verallgemeinern. Die frühere Geschicklichkeit der Darstellung des ganzen Reichtums der Welt hat ein formelles Vermögen vererbt, das jetzt erst zum Erwerb des Geistigen, zur seelischen Erhöhung verwendet wird, für welche die Malerei das Ritual schafft. Der höchste Ausdruck übermenschlicher Dinge wird im sinnlich-irdischen Gleichnis der Malerei wiedergegeben, diese aber dabei zu einer angemessenen Würde, Ruhe, Schönheit gesteigert, von der es keine Erhebung, nur mehr ein Abfallen gibt. Und dies ist der Augenblick, wo die christliche Renaissance auf dem entgegengesetzten Wege der Antike begegnet. Da sie diesen Gemeininstinkt nach zusammenfassenden Formen des Lebens mit ihr teilt, fühlt sie in diesem Augenblicke über alles Trennende die Urverwandtschaft. Sie wird sich der Wiedergeburt bewusst. Die alte graeco-italische Rasse ist wiedererstanden. Und diesen Weg geht auch das Individuum. Cimabue, Giotto sind noch streng, stark und still, noch unerlöst, in allen Wünschen, wie in allem Können gebunden. Masaccio ist der Eroberer des Himmels und der Erde. In der Brancaccikapelle muss die damalige Welt zum erstenmale

das Rauschen des Lebens gegrüsst haben wie das ewige Meer. Zum erstenmal gelingt der Malerei die Erweckung höchster Lebensillusion, Gestalten leben und bewegen sich im Raum, stürzen hinab durch das Reich der Luft, das starre Neben- und Übereinander weicht einer sinnvollen Erkenntnis und Wiedergabe des Sichtbaren, die Perspektive ist erfasst und damit erst die Welt für die Malerei erobert. Nach dieser Tat ist Masaccio wegegangen, als sei damit seine Botschaft gesagt. Er tauchte unter und blieb verschollen, wie es heisst. Und nun kommen die andern alle. Filippo Lippi, der naiv-zarte Maler der heiligen Geschichten, Fra Angelico von Fiesole, der den wahren Triumph des gläubigen Lebens malte, eines süsse Seligkeit der Farbe und Inbrunst der göttlichen Legenden, eine Versunkenheit und Weltferne der Gemüter. Und dann die Maler des Campo Santo von Pisa, da ist der frische, heitere Benozzo Gozzoli, so erfüllt von Leben und Figur, dass er gar nicht Raum uud Gelegenheit genug finden kann, alles darzustellen, was er sieht. Es ist die Laune einer übermächtigen Fröhlichkeit der Augen, einer nimmermüden Regsamkeit der Hände in ihm, wie in Ghirlandajo, von dem ja dies bezeichnende Wort überliefert wird, dass er innig bedauere, nicht den Umkreis aller Mauern von Florenz mit Geschichten bemalen zu dürfen. Das grosse Erzählertalent, die Redelust des feinen Florenz feiert ihre Feste. Und nun kommt der Glanz, die Reife, Glut und Sammlung über diese Kunst. Das Cinquecento. Es muss ein stolzes Bewusstsein ihrer selbst in den damaligen Menschen gelebt haben. Man meint es noch heute vor diesen

Bildern zu spüren. Der Sinn der Welt schien sich denen aufgetan zu haben, die sich bisher kindlich an der Form gefreut. Die persönliche Gewalt des malerischen Geistes dringt in das alte Reich des Glaubens und schliesst eine Verbindung individueller und höchst persönlicher Auffassung mit den vertrauten Formen der Religion, die eben den Stil der klassischen Kunst ausmacht, nie hat diese Einheit von Volk und Persönlichkeit, von allgemeinem Glauben und besonderer Darstellung mächtiger bestanden und gewirkt. Durch die Uffizien, durch den Palazzo Pitti, die Akademie schreitend, sieht man die bleibende Überlieferung, die volksgemässe Konvention der Motive, der Anordnung und Komposition, die sichern Form-, ja Farbenschemen, wie sie immer wieder bestellt und in den Malerschulen vererbt wurden als notwendiges Handwerkszeug des Meisters, und sieht auch, wie dies bleibende, volksgemässe, überlieferte, Schritt um Schritt erweitert, vertieft, gesteigert wird. Unwillkürlich muss der Zeit- und Volksgeschmack mitgegangen sein, und ohne allgemeine Erhebung lässt sich die wachsende Feinheit und Erlesenheit des Geschmacks gar nicht denken. Eigenartig und einsam erscheint Botticelli. Man begreift den tiefen Reiz, den er auf moderne Menschen, auf die moderne Malerei ausgeübt hat, man unterliegt ihm stets aufs neue. Er ist der nur-persönliche, auf sich gestellte Mensch. In ihm sieht man einen starken, nicht verhehlten Kampf, eine Schlacht der Gedanken, auch seine Motive gehen ihren besonderen Weg. Er hat den grossen Widerspruch der antiken heidnischen und der christlichen Welt empfunden,

mit der heissen Intuition des Fiebers, man wird die Vorstellung nicht los, als sei er selbst krank gewesen oder habe dem Leiden eines geliebten Wesens lange zusehen müssen und so der Grausamkeit der Natur ins Auge geblickt. Inmitten der quattrocentistischen Heiterkeit hat er etwas Süss-Trauriges, Herb-Zögerndes, die Wehmut des Frühlings, banges Aufschliessen und Sichhingeben an die Welt und zugleich Angst und Entsetzen davor. Das Formenwunder der Antike scheint ihm zuerst mit allem Glanz gewinkt zu haben, und zugleich war ein so ernstes Gefühl des Christentums in ihm, dass selbst seine Darstellungen antiker Mythe wie in Reue und Scham frösteln. Ein Schauer der Bewusstheit strömt durch diese Bilder, und eine leise Qual bebt in ihnen. Dieselbe Lebensangst ist in seinen heiligen Darstellungen, im Neigen des Hauptes, im Schmerz der Jungfrau, der aus einer tief-unsicheren Seele stammt, die sich nirgends geborgen fühlt. Sein Frauentypus ist aus der zarteren Welt morbider Jungfräulichkeit genommen, er malt Geschöpfe, welche an der Last der Schönheit als an des Lebens schwerstem Geschenk tragen, und wenn er den Frühling zeigt, den Tanz der Horen, ist eine überfeinerte Sinnlichkeit darin, eine Sinnlichkeit, die an ihrer kranken Glut leidet und sich selbst in ihr Gegenteil verflüchtigt in übersinnliche Energie, eine Lebenslust, die zur Lebensangst wird. Botticelli ist nicht zur versöhnten Kraft gekommen, wo die Lebensstimmung sich schliesst und der Schaffende der Welt erhöht und im Gleichmass der Kräfte gegenübersteht. Als ein Zorniger, Sehnender, Begehrender, Bedauernder, als ein durchs Leben zitternd und

angstvoll Gehetzter erscheint er. Man denkt an das Beben feiner Windspiele bei den scheuen, lebhaften, unwillkürlichen Bewegungen dieser Gestalten, und doch ist so viel Kraft in ihm, solche Fülle des Schaffens, nur fand er keinen Weg und wohl auch keinen Willen zum Ganzen. Seine Farben sind seltsam spröde und hart. Es ist mehr Kraft und Zurückhaltung in ihnen, als in den Gegenständen, die er malt. So ist es sein Widerspruch seine differenzierte Persönlichkeit, seine dunkle Lebensstimmung, seine reizvoll besondere Schönheitsidee, sein eigenartiger Frauentypus, seine schamhaft-sexuelle Betontheit, diese keusche Sinnlichkeit und kühle Leidenschaft, dies ganze Zweifelvolle und Undeutbare, was ihn so lebhaft zu unserem Gefühl sprechen und ihn uns so lieben lässt. Aber was an Botticelli mehr geahnt als erkannt wird, was unbestimmte Verheissung war muss von einem, von dem Allergrössten ganz vollendet worden sein. Wir sind freilich nur von dem Abglanz seines Wesens getroffen, dieses selbst entzieht sich uns, wie das Rätsel des Daseins selbst, als sei Leonardo da Vinci das erhabenste Gleichnis seiner Zeit. Er bedeutet für dieses Jahrhundert und für die nachfolgenden ähnliches, wie Goethe für die Dichtung, alle Ahnung, aller Wunsch scheint in ihm erfüllt und beschlossen, das Leben stand vor diesem Menschen und seinem Werk betroffen da, als sei es ganz durchschaut. Das Beben der Bewunderung vor ihm, der tiefsten verehrenden Nachahmung dieses Künstlers zittert durch die ganze kommende Kunst. Nur wenige Bilder von Leonardo sind erhalten, keiner der grossen Meister hat sich mit so wenig Schöpfungen

ausgesprochen, und keiner hat so sehr, wie gerade dieser Mannn, dem die Erkenntnis des Lebens und das stolze Getragenwerden von dem grossen Strom der Welt, Wissen und das Gefühl des Könnens, mehr war als der gemalte Beweis davon, keiner hat, wie Leonardo nachhaltig, für alle Ewigkeit auf die Menschen und Künstler gewirkt, so dass seine Sprache, sein Stil, sein Reiz, seine Anschauung es ist, die seither aus so vielen anderen Malern nach ihm erkannt wird, als deren tiefste Beseelung, als ihre Lichtquelle.

Er, der die Natur beherrschte, hat auch den Typus des italischen Weibes gebildet, der seither durch die Kunst ging. Und zugleich ist er dem tiefsten Reiz des Geschlechtes auf die geheimnisvolle Spur gekommen. Die andern scheinen ein einzelnes Weib mit seiner besondern Tracht, mit der Feinheit des Fleisches, der Eleganz der Kleidung, der Vornehmheit der Haltung zu bilden, er malt im Gegenstand des Bildes das Geschlecht selbst, die rätselhafte Gewalt der Anziehung und Sehnsucht, und in der Frau scheint sich das begehrte, genossene und dennoch nie ausgeschöpfte Leben selbst dunkel, märchenhaft und schimmernd darzustellen. Es ist in ihm eine solche hochgestimmte Steigerung, ein solcher überfeinerter Reiz, dass die Kunst wieder zurückfinden musste, wollte sie nicht ins Besondere, Gekünstelte, Gesuchte, in Manier und Snobismus verfallen. Die ihm allein nachfolgten ohne sein geniales Gleichgewicht, entgingen ja diesem Schicksal nicht. Für die übrige Entwickelung musste ein Maler aufstehen, der, ohne den Gewinn der Leonardoschen Kraft auf-

zugeben, wieder den Erscheinungen in ihrer Unmittelbarkeit naiv und darum sicher gegenüber stand. Dies Gleichgewicht des jungen Glücklichen hat Raffael, sein Leben — der Vergleich mit Mozart liegt so nahe — ist das typische Schicksal herrlichster Vollendung günstiger Anlagen in guten Umständen. Freilich liegt eben das Wesen des Genies darin, aus dem gegebenen Leben den höchsten Nutzen, die denkbar besten Möglichkeiten zu schöpfen. Und weil denn alles so klar, geordnet, in den schönsten Verhältnissen vor uns ausgebreitet ist, sind wir so leicht geneigt, die Kraft des Mannes zu unterschätzen, die doch diese Reinheit geschaffen hat oder in sich trug. Dem heutigen Menschen ist, falls er überhaupt zu geistigem Leben kommt, eine tiefe Verzagtheit, ein natürlicher Pessimismus eingeboren. Selbst nicht im Gleichgewicht, verlangt er Kampf, Überwindung, Darstellung seelischer Schwierigkeiten, Konflikte, und verträgt nur einen Sieg, der fast das Leben gekostet hat oder doch die Ruhe. Es liegt ein dunkler Neid in der gewöhnlichen Anschauung der künstlerischen Welt, welche sich als ein tiefer, angeborener Vorzug darstellt, der zumindest durch schwere innere Konflikte, Gewissensqualen, Hemmungen jeder Art verdient sein muss, um anerkannt zu werden. Diese Neigung des modernen Menschen erklärt das fremde Verhältnis zu Raffael, aus dem man erst mit Argumenten und Mühe zur Bewunderung vorzudringen pflegt. Denn Raffael ist glücklich gewesen. Und sein Gleichgewicht ist angeboren, seine Sicherheit und Vollendung scheint kampflos, was er erreicht, ihm in den Schoss gefallen zu sein, als dem lächelnden

Erben. Sein Selbstbildnis zeigt den schönen Jüngling aus guter Familie, jeder Zug ist Sicherheit, Takt, freie, angeborene Feinheit und Vollendung des Wesens. Das aber war eben sein Genie, seine Leistung, das ist das Geheimnis, der Reiz und die grosse Bedeutung seines jungen Lebens, dass er von vornherein Gleichgewicht besass und überall, in allen Verhältnissen um sich herum schuf, dass er durch alle Wirrsal unberührt blieb und unberührbar durch alles Niedrige die sichere Heiterkeit, den Glanz seines Wesens erhielt. Dies ist sein Genie, dass er sein inneres Gleichgewicht, seine volle, reine, klare Stimmung auf alles übertrug, was er berührte und das Leben, da er es darstellte, frei, leicht und gut machte. Unwillkürlich wird es strahlend und glücklich, da dieser Glückliche es nur anschaute. Und das ist das Geschenk, das er seiner Welt und den Nachkommenden machte, dass uns ein Künstler, ein Genie überliefert ward, welches vom Gleichgewicht der Kräfte überzeugt, die Harmonie des Daseins nicht aus Gegensätzen und Missklängen ableiten und erschliessen musste, sondern sie einfach besass, die Welt unwillkürlich zu seinem Innern in die einfache Beziehung setzte, dass er sie anschaute und schon war überall Klarheit, Heiterkeit, Glück. In den heiligen Müttern Raffaels ist die höchste Seligkeit der Mutterschaft, der zeugenden, erhaltenden, über alle Qual hinaus wirkenden Kraft der Natur ausgedrückt. Und zugleich das tief Rassenmässige, Typische, in der Natur beruhigte, gesättigt-stolze, massvolle Glück, worin die Antike beruht haben mag. Nur beim Anblick der Werke Michelangelos

spürt man den Menschheitsfluch, Widerstreit mit dem Schicksal, Gegenstimme des einzelnen gegen das Gesamtleben, das tragische Element, nur bei ihm entdeckt man die Qual auch dieser scheinbar so festlichen Zeit. Er und Dante, welche grausam die Grausamkeit ihrer Welt und des gesamten Daseins monumental aus der hinlebenden Masse hervorhoben, mögen auch jene Vorstellung einer höchst individuellen, auf die Persönlichkeit allein gestellten Kultur geschaffen haben. Denn sie wachsen über jede Einheit, über alles Zusammenfassen hinaus, gegen das Ganze setzen sie ihren ewigen Widerspruch. Michelangelo ist wesentlich Bildhauer, das harmonische, zusammenschliessende, Einheit sehende Malerische liegt ihm innerlich fern. Die Plastiker vor und nach ihm sind Bildner ihrer Welt, von ihr, nicht von sich selbst geben sie Zeugnis, von Niccolo Pisano bis zu Donatello und Verocchio, bis zu den heiter-graziösen della Robbia. Er aber scheint vom Urbeginn an zu schaffen, wie jedes Genie fängt er ganz von neuem an und wiederholt in seiner Leistung alle Phasen der Welt und deutet alle Zukunft voraus. In seinen Gestalten allein ist die Widersetzlichkeit, die tiefe innere Auflehnung des heldischen Menschen gegen Schicksal, Leben, Gesamtheit ausgedrückt. Titanische Heftigkeit, Ungewöhnlichkeit der Bewegung, widerwillig-schmerzliche Ruhe, stolz-selbstgenugsame Einsamkeit, in sich verlorenes Sinnen liegt in ihnen. Die Figuren der Tageszeiten in San Lorenzo werden, ebenso viele tragische Bilder von Tantaliden, an die ehernen Gesetze der Sonne gebunden, dumpf oder widerwillig ihnen hingegeben, aber voll tragischen

Widerspruchs. Aus dem Knaben David wird der Gigante. Eine persönliche Anklage gegen das Leben, eine tiefe innere Verneinung trotzt in diesem Menschen, und dies ist der erhabenste Triumph des künstlerischen Helden, dass er für alle Ewigkeit recht behält und seine Auffassung der Welt über sein persönliches Leben hinaus als symbolische Stimmung der Verneinung dem ruhig fortrollenden Chaos der Erscheinungen entgegensetzt. Diese Zeit gebar sich selbst den Widerspruch, und Michelangelo ist eben darum und in dieser Verneinung das Mass ihrer Grösse, Kraft, Fülle. Diese drei Menschen: Leonardo, Raffael, Michelangelo sind die drei Grundelemente dieser Kunst, und aus einer verschiedenartigen Komposition dieser Urzüge setzt sich das Schaffen der andern zusammen. Es ist eine geheimnisvolle Wechselwirkung zwischen der genialen Persönlichkeit und dem aufnehmenden, weiterzeugenden Volk, die den grössten Reiz einer nationalen Kultur ausmacht. Aus der Rasse werden Menschen geboren, welche deren Kräfte in sich kondensiert enthalten und weit über die Gesetze des gesamten Volkes hinausgelangen. Und ihr Werk erreicht wieder eine belebende und zeugende Kraft, welche bis in die fernsten Glieder des Volks nachzittert und den gebärenden Lebensstoff um das unfassbare geniale Atom, um eine heisse Energie, beseelte Feinheit bereichert, so dass die Art sich erhöht und steigert. Es gibt nur eine Ahnung dieses Ineinandergreifens, dieser Notwendigkeiten und Beziehungen, die Gewissheit eines Gesetzes, aber keine Erkenntnis davon, es lässt sich dies nur fühlen, nicht wissen, nur un-

gefähr beschreiben, nicht bestimmt erraten. Dass aber keine andere Zeit des Christentums und kein anderes Volk, keine andere staatliche Organisation, keine andere Nation unter andern politischen und sozialen Bedingungen als nur die bürgerliche Tyrannis von Florenz diese durch zwei Jahrhunderte unablässig steigende, mächtig in einander greifende Einheit hervorbrachte, gibt diese Überzeugung, dass zwar in einem wüsten Lande, unter Horden von Barbaren, unter gegen einander rasenden Mächten und taumelnden Verwirrungen einer oder der andere geniale Einzelne wie ein strahlender Schaum einer Welle, wie ein heller Traum im Fieber geboren werden und zu Kräften kommen könne, dass aber die wahre Heimat des Genies, die Stätte, wo das Genie so wirkt, dass man die ganze Zeit als seine persönliche Äusserung und Leistung empfindet, nur die Schöpfung einer genialen Rasse sein könne. Dies Florenz gibt wahrlich den Glauben an die Menschheit wieder, und strahlend steht der Begriff einer möglichen, wahr gewordenen Volkseinheit, des Genies einer Rasse, einer schaffenden Volkspersönlichkeit da. Die Kultur der Renaissance ist dies Blühen einer Nation. Florenz ist die blühende Stadt.

*   *   *

Und diese Stadt des Blühens und der Fülle, der Kunst und der stark zusammenströmenden und klingenden Lebenshöhe ist heute auf einen mässigen Ton der Bescheidenheit und Einfachheit gestimmt, noch immer freilich nicht verwahrlost, nicht verfault

in trübseligen Träumen, nicht verkommen in ohnmächtigen Wünschen, aber doch merklich und unweigerlich den Weg hinabgegangen ins Gewöhnliche, und diese Strasse war wohl beschwerlich und traurig. Wenn irgendwo in Italien, so sieht man es hier, wie der Staat von heute so gar nichts mit allen jenen überlieferten, gewaltig gewachsenen Dingen anfangen kann, welche einst nicht bloss sich natürlich in die allgemeine Ordnung eingefügt haben, sondern sie geradezu bildeten. Ihre uralte Kultur, die Pracht der verlorenen Tage hängt geradezu wie ein schweres Gewicht an dieser Stadt, so dass sie vom Einst belastet sich aus eigenen Kräften gar nicht erheben und recht zum eigenen Wesen kommen kann. Es besteht gar kein Staatswille mehr, nur wie in Zufall und Trägheit rollt sich das gegenwärtige Geschick ab. Auf allen Einwohnern lastet die gemeine Not eines unerträglichen Steuerdrucks, der jede Entfaltung freier Kräfte über die täglichen Sorgen hinaus unmöglich macht. Der Bauer auf dem Land draussen, der auf Halbpart mit dem Gesinde wirtschaftet, behält freilich, mit den gleichen schweren Steuern belastet, wenigstens von dem Fruchtertrag seiner Besitzung das Nötigste, freilich nur gerade so viel, dass er noch ein Interesse daran hat, eben der Pächter seines Besitzes zu bleiben. In der Stadt aber frisst der Staat alles weg, die Leute leben von den Resten. Steuer ist auf allem: Brot ist teuer, Salz teurer, Tabak schlecht und kostspielig, wenn ein Krämer auf einen Zettel die Ankündigung malt, dass er frische Würste habe, kostet ihn das einen königlichen Stempel, ein Stempel verschliesst die Zünd-

holzschachteln, die paar reichen Familien verzehren ihr Geld im Auslande, denn in Italien verzehrt sich das Vermögen ohne Mithilfe des Besitzers allein durch die Abgaben. Die graue Not hängt als ein trüber Schicksalshimmel über dem blauen, wirklichen. Erst wenn man aufwärts wandert, die grüne Hügelstrasse längs der alten Mauerreste empor, gewinnt man den reinen Fernblick wieder und die glückliche, unbekümmerte Betrachtung des Reisenden. Da stehen die merkwürdigen Laubbäume mit den scharfgezeichneten, stärkern Blättern, die grauen Ölbäume geben den Höhen eine seltsam schimmernde Farbe, darüber ragen die Cypressen wie dunkle Flammen und Pinien breiten sich aus. Und bei San Miniato blickt man auf das ganze Tal hinab. Man weiss gar nicht, wo die Stadt anfängt, wo sie endet, bei den fernsten Höhen beginnen die weissen Häuser, die flachen Dächer mit den halbgewölbten dünnen Ziegeln gedeckt, die Häuser wandern dann, immer dichter, immer rascher zusammen bis in die Stadt, wo sie wie ein Heerhaufen dastehen, stolz und kräftig, in einzelne Fähnlein geteilt, beherrscht von irgend einem Herrn Hauptmann, da ist die Kuppel des Doms, da ist San Lorenzo, da ist der Campanile des alten Palastes, der seine Fahne hält, da das Feldzeichen des Bargello. Und alles ist in Farbe und Lust, bis zu den Bergen drüben, die wieder blau schimmern und wo bis zu den Gipfeln die Häuserchen hinaufwandern, wie unermüdliche Streiter um die Schönheit des Lebens.

Das schönste Bild von Florenz, durchflossen vom Arno, ganz ausfüllend dies breite Tal, die

Glieder sorglos gelöst im strahlenden Genuss und Bewusstsein der eigenen Schönheit, diesen unvergesslichsten Anblick hat man von Fiesole aus, das eine uralte Bergstadt ist, älter als das Florenz, das später eifersüchtig die Urheimat bekriegte und vernichtete. Fiesole ist dann ein Vorort der Ruhe, der Beschaulichkeit und des frommen Lebens geworden. Von da blickte man hinab in das Tal der Schönheit und des oft so sündig-verwegenen, gefahrvoll-heitern Lebens von Florenz. Fiesole selbst ist gleichsam der alte Tempel von Florenz geblieben, der schöne Altar der Stadt, zu dem man in den seltenen Stunden der Weihe heimkehrte, wie zu dem Traum der Ruhe, da man im Wachen die Ruhe nicht kannte. Hier ist der landschaftliche Zauber der italienischen Natur ganz ausgedrückt, man ist in Böcklins grossen Bildern erst zu Hause, wenn man am Abend in diesem freien Garten gegangen ist, an den spärlichen, verstreuten Villen vorbei, vorbei an den einsamen, grauen stillen alten Häusern, an den aufflammenden schwarzen Cypressen, an den wetteifernden Pappeln, an den grauen Ölbäumen. Und man ist in einem Glück des Friedens und der Stille und doch des märchenhaften Lebens, wenn man eine Weile in der Badia gesessen hat, in jenem freien Säulenhöfchen, das auf einen Garten hinausgeht, von wo man weithin über Florenz sieht. Da wächst die Gegenwart wunderbar in das Einst hinüber und all die rauschende, verwirrte, gewaltige Vergangenheit löst sich auf, all die Spannung, die Erregtheit des Entdeckens, Sehens, Geniessens, die Sehnsucht des Verstehenwollens, die grössere Sehnsucht eigener Wünsche fliesst ab, das

Herz schlägt wieder sanft und das Auge blickt still und beseligt auf diese Stadt, die nun wieder blüht.

Beim Heimweg durch die Arbeiterviertel geht man durch das lebendige Volk von heute. Die Florentinerinnen sind so schön und so lustig, von solcher kecken Munterkeit, Tanz liegt in ihrem Gang und eine Spur der grossen Würde, die sie als Königinnen des Lebens hatten, wo sich noch Leute fanden, die mit all der Schönheit etwas anzufangen wussten. Damals waren Gemälde von wunderbarer Art die Spiegel, welche ihr Bild, seltsam erhöht und ihr Lächeln, und die stolze, gerade Haltung ihres Körpers und ihren leichten, doch tiefen Blick und ihren Gang, der ein Nachklang des Tanzes ist und all die unfassbare Reinheit, den ganzen Zauber ihres Wesens, strahlend der weiten Welt zurückwarfen. Von diesem Stolz und von dieser Würde ist in ihnen noch heute ein bezaubernder Ausdruck. Sie durften damals glauben, dass um ihretwillen dies grosse Zauberspiel von Kämpfen, Volksaufständen, Streitigkeiten, Kirchenbauten, Wettrennen, Sonnetten, Bildern, Liedern gespielt wurde, hätte denn sonst das ganze Treiben einen Sinn gehabt, das jedenfalls immer mit einer Huldigung für sie anfing und schloss, musste es nicht für das Weib sein, für das ein Leben gelebt wurde, wäre es denn sonst Leben gewesen?

Noch heute gehen sie mit diesen stolzen Gesichtern und diesen ein wenig höhnisch gekräuselten Lippen, mit der Blume im Haar . . . Aber kein prächtiger Ritter erwartet sie, mit dem sie hinter den Hecken der Gärten flüstern, keine Lieder werden

zu ihren Ehren gesungen, die Simonetten wären vielleicht da, aber kein Medici. Es könnte einmal der Tag kommen, wo die Rasse dessen müd ist, die Schönheit, die für das vergangene Leben und aus ihm so voll und stark erwachsen war, fruchtlos weiterzuzeugen, wo die Not und Mühsal endlich alle unterwerfen, alle Gesichter früh verderben und entstellen, die Haltung verkümmern, den Gang breitkrätschen und wie eine ruchlose Hand ein blühendes Fresko von einer alten Mauer, so diese bunte Schönheit gänzlich auslöschen könnte, für die es kein Leben, keinen Sinn, kein Ziel mehr gibt. Das Elend von heute braucht Menschen, die kein Feiertagsgesicht, kein strahlendes Lächeln, keine süsse Munterkeit haben. Graue Mütter, graue Kinder, gebückte Männer, kranke Frauen ... Es könnte der Tag kommen. Und dann wäre Florenz, das jetzt noch lebt — ein schwerer Traum geworden, aber wohl der schönste Traum, den die Menschheit einmal gelebt hat, der Traum von der blühenden Stadt.

VI.

Pisa.

Pisa schläft. Es ist eine tote Stadt in einem Schlaf ohne Traum, ohne Hoffnung, ohne Auferstehung. Dieser Schlaf bedeutet keine stärkende Ruhe nach den zweckvollen Mühen und der kräftigen Selbstbestimmung eines sicheren Lebens, sondern ist von grenzenloser Mattigkeit, Überdruss und Ekel, ein Schlaf ganz verzichtender Geduld, die nichts mehr vom Leben wissen will, das nur Enttäuschung, unverdientes Leid, verfluchten Kummer gebracht hat. Es ist der Schlaf der Verkauften, der Verratenen, der ohne Schuld Überwältigten, zu Sklaven Gewordenen. Pisa ist eine ganz verlassene Stadt. Wer Lebenskraft und Mut bewahrt hatte, war längst ausgewandert in andere Städte, wo kein verfolgendes, gehässiges Schicksal über jeder Stunde und jedem Menschen unablässig lauerte. Geblieben sind die Schlafenden, die Nutzlosen, die nie mehr auferstehen, die nichts bedeuten wollen und können, die zu all der Ruhe gehören, in der sie liegen, stehen, gehen, schwatzen und nicht wissen, dass das Leben wo anders braust, dort, wo das Meer von Genua schimmert oder im vollen Tale von Florenz.

In der Frühe wandert man im Nebel durch die leeren Strassen. Die Häuser sind leer . . . sie schlafen . . . Sie sind oft gar nicht besetzt, oder nur von wenigen Köpfen, alles bleibt still und starr. So dehnen sich die Häuser gähnend längs des Arno. über welchem grauer, schlafender Nebel schwebt, schwer, bewegungslos, und weicht er später bei hellerer Sonne, so scheint auch sie starr und vergeblich, sie belebt nur, wo Leben ist, das antworten kann. Hier scheint sie auf stumme, weisse Särge. Kein Schreien, Kreischen, Feilschen, Gedränge, keine belagerten Buden von Fleischern, Fischhändlern, Obstverkäufern, keine jagenden Kinder, keine spottlustigen Mädchen, keine frech schauenden Gecken, nichts, nichts als die blendende stille Strasse. Nichts antwortet der Sonne, die da unablässig niederscheint mit grausamem, bohrendem Licht, das sonst so fruchtbar, so gütig, so belebend ist. Es ist die starre Sonne einer verfluchten Stadt, die Sonne, die wie eine Verdammnis brennt und steht, ohne Wandel, ohne Milde. . . . Die Stadt schweigt und schläft und wartet auf auf nichts mehr. Sie gehorcht der Sonne nicht mehr, sie lebt nur, wie so manches lebt, weil eben seine Glieder noch da sind, weil noch die Organe tätig sind, indessen kein Geist, kein Wille mehr den Gebrauch des Lebens bestimmt. Die Sonne starrt wie ein ewiges Licht auf diese weissen Strassen und Häuser, die im willenlosen Dunkel des Schlafes liegen und ihre lichte Farbe Lügen strafen, denn Licht ist Schein für Lebende, die ihn sehen, ihn trinken, unter ihm wachsen und wirken, es gibt kein Licht für Matte, nie mehr Erwachende . . .

So liegt Pisa da. Aber es ist auch nichts Versöhnliches in dieser Erstarrung, nichts Traumhaftes, nicht die Kühle märchenschöner Verzauberung, nicht die frische Farbe eines Dornröschens, das einmal eine Prinzessin war und wieder einmal eine Prinzessin sein wird. Es ist auch keine Poesie, keine Anmut, keine Kraft, kein Rest von Energie und Hoffnung in diesem Daliegen. Wie Gott und Zeit sie verliessen, so liegt sie da, diese verstummte, verödete Stadt. Wenn Italien stirbt, dann gibt es keine Auferstehung. Dann ist es eine furchtbare Tragödie des Todes ohne Hoffnung und ohne Befreiung. Das sieht man an Pisa. Die Sonne des Südens ist auch eine gute Hasserin. So lange sie Leben bescheint, segnet sie es, ist aber einmal das Verderben gekommen, so tut sie nichts zur Rettung, sie hilft keinem Verdammten, sie lindert kein Schicksal und erweckt keine Toten.

Durch die eintönigen, weissen, stummen Strassen wandernd, hört man im Geiste die Geschichte dieser Verlassenen unter Italiens Städten, dieser unwiderruflich Toten aufklingen, die Geschichte unendlichen, unverdienten Unglücks, berghoch getürmten Jammers und Verrates, selbst diese Geschichte tönt monoton, wie Litaneien an einem Sarge. Pisa lag zwischen Genua und Florenz. Es wurde von diesen zwei Schicksalsmühlsteinen ganz und gar aufgerieben. Raub und Verrat hier, Eroberung und Feldschlacht da, zwecklose Bündnisse jetzt, vergebliches Erdulden von Belagerungen dann, es ist eine Stadt, die treu war und Grundsätze hatte, was dem Schicksal immer ein Grund mehr ist, zu beweisen, dass man mit

Treue gegen einen anderen sich selbst verrät und mit Grundsätzen die Macht anderer baut, ihre Bürger hatten einen festen Staatswillen und hielten zum Kaiser, dafür wollte ganz Italien ihren Staat nicht, und ihre Kaiser hatten das Unglück, besiegt zu werden. Was Pisa liebte, durfte es in seinem Campo santo begraben. Der Friedhof ist die Stätte, wo all sein Leben daliegt, fruchtlos, traurig und nur eine schöne Erinnerung. Und nun ist nicht einmal einer da, der in diesen Andenken leben und schwelgen und aus ihnen Hoffnungen schöpfen möchte. Die Überlebenden der tödlichen Kämpfe zogen fort von der Stadt, wo nichts und nichts gedeihen mochte. Und als in einer Schlacht gegen Genua 5000 fielen und 16000 Männer gefangen genommen wurden, kam das Sprichwort unter die Leute: Wer Pisa sehen will, der gehe nach Genua.

So wandert man verdriesslich und müde weiter, bis man bald ans Ende der Stadt kommt, wo die Grenzmauern noch heute stehen. Sie schlottern nun wie ein weites, zu gross gewordenes Gewand um einen abgemagerten Körper. Pisa füllt seine Mauern nicht aus . . . Und da ist ein grosser Plan, ein grosser grüner Wiesenplan, auf welchem mit einemmal Pisa lebt, auf welchem die Freude, das Gelingen, die Zuversicht strahlen. Das ist der grosse Platz, fern vom Stadtinnern, ganz am Rande, wo sie in besseren Zeiten wie in einem dunklen Instinkt von der Mitte des Verderbens möglichst weit weg das hingestellt haben, was von ihnen fortlebt. Dieser Platz ist die Seele, das Leben, der Traum, die Wahrheit von Pisa, er ist die Heiterkeit, die Lust, der

Glanz, die Röte der Wangen, der Tanz des Lebens von einst. Er ist die schöne gesunde Frucht, die voll, reif und gesegnet daliegt, indes der Stamm und die Wurzeln hin sind und nichts mehr hervorbringen. Hier lacht auch wieder der Himmel, und die Sonne glänzt mit ihrer glücklichsten Fröhlichkeit, denn es ist Schönheit, die ihr antwortet, und Lust, die ihr entgegenstrahlt.

Das ist der Dom und das Baptisterium und der schiefe Turm und der Campo santo auf dem grünen feuchten Wiesenplan von Pisa.

Selten macht ein gewaltiges Bauwerk, das den inneren Stimmen des Glaubens, der ernsten Sammlung und göttlichen Heerschau der Seelen dienen soll, diesen Eindruck leichter Sicherheit und unbekümmerter Heiterkeit.

Diese vier Bauten stehen da wie Denkmäler des Glücks. Freilich stammen sie aus einer Zeit des Gelingens. Sie sind so einfach, so strahlend in ihrer Munterkeit, so weiblich-anmutig, dass sie wie im Reigentanz von Säulen erklingen, in ihnen wird die süsse Musik der kindlichen italischen Volksseele laut, eine Lustbarkeit ungetrübten Gemütes, eine Naivetät kindlicher Einfälle und Launen, eine Zuversicht, die in lauter Blühen und Sonne schaut.

Es war die Zeit eines einzigen grossen Erwachens, als das Kind Italien seine dunklen lachenden Augen aufschlug und auf die Wunder des Altertums blickte und zum erstenmal sein Leben erkannte und seiner Seele Unsterblichkcit anhoffte, als es mit den weltbegierigen Kinderhänden nach den Sternen griff und die Kunst wiedergebar, welche

wahrhaft das All erobert, das sich dem Menschen entzieht und wieder darstellt. Wie in Florenz ist die Schichtung helleren und dunkleren Marmors der farbig wechselnde Grund des Domes, von welchem dieser Rundgesang der Bogen abklingt. Vier Loggiaten stehen über einander, und die umschreitenden Bogen beleben die stark ausgebildete Kreuzform des Ganzen. Der tiefste Sinn des architektonischen Dekors wird hier deutlich, der darin liegt, den einfachsten Gedanken, das Kreuzsymbol des gläubigen Baues, der wieder dem Leben dienen soll, mit allen Zeichen von Leben und Bewegung zu umringen und durchwachsen zu lassen. Und ebenso sicher, nur ein wenig strenger und formaler steigen die drei Säulengeschosse des Baptisteriums auf. Am heitersten indessen erscheint der schiefe Turm, zylindrisch, achtgeschossig von Arkaden, Kreisbogenloggien umrahmt. Da alle diese Bauten auf sumpfigem Grunde errichtet wurden, senkte sich bei dem Werk, das die geringste Basis hatte, das Fundament und gab der Last nach, so dass etwas Schiefes, Trunkenes in die Fröhlichkeit kam, die ja wie all die Heiterkeit des alten Pisa leider auf keinem guten Grunde stand. So wurde er gegen den Willen der Erbauer schief, aber in dem Bau selbst ist kein innerer Defekt, sondern das untadelige Wollen reiner Kräfte, keine schiefe Laune, sondern ein schiefes Geschick brachte diese Neigung hervor, so dass der Kampanile jetzt dasteht wie einer, der fallen möchte und dabei erstarrt ist, so dass er nicht einmal diese Bewegung mehr machen kann und nicht einmal stürzen darf. So ist der Turm eingeschlafen in seiner geneigten

Haltung. Aber hier ist die Heiterkeit des alten Märchens geblieben.

Und nun tritt man in den Campo santo ein, das auch dem Tod von den Lebenden errichtet worden ist, denen hier das Zeichen der Ewigkeit als Ziel der begrenzten Tage vorschwebte. Denn an ein Sterben ohne Auferstehung, das ihr Schicksal wurde, mochte niemand Gesunder denken. Und so geschah es, dass im Campo santo, im Felde der Todten, das wahre und letzte Leben dieser Stadt lebt, der Schimmer von Farben und Fröhlichkeit, die unvergänglichen Gleichnisse heiliger Geschichten, die bunten Gestalten von vielfältigen, tätigen und irrenden Menschen, aller Erscheinungen umglänzte Welt.

Dies lange Rechteck, dessen gotische Arkaden der einen Seite sich auf einen grünen, bepflanzten Hof öffnen, hat vier lange, ununterbrochene Mauern auf der andern Seite. Vier Mauern, auf denen ein glänzender Zug von Bildern an Gräbern vorüberwandelt, Bilder, in denen die ganze Möglichkeit des Daseins erschlossen ist, so einfach, so lebensgewiss, so naiv-freudig, dass eine ruhige Stimmung heiteren Genügens über diese Welt der Gräber und der Endlichkeiten ausstrahlt, ein Glanz der Zuversicht, welche dem sicheren Glauben dieser Menschen innewohnte, der eine ewige Kette fortgezeugten Lebens über den einen notwendigen Augenblick des Sterbens und über die Grabesruhe hinaus in die Unendlichkeit des Alls schlang, wie eine Kette von Rosen und Früchten über die starren Säulen der Gesetze allgemeiner Sterblichkeit. Nirgends wird so stark wie vor der Einfalt dieser Fresken die innere Einheit italischer

Kunst und italischen Lebens erkannt, die grosse Ursache dieser unvergesslichen Zeit, in welcher die Menschheit, da sie sich selbst bejahte, sich ihre Ewigkeit gesetzt hat. Das Campo santo von Pisa ist das Denkmal des freien italischen Lebens, an diesen vier Mauerwänden blüht und glüht es auf.

Da sind die zwei unvergesslichsten Fresken, die man dem Lorenzetti oder einem vergessenen Pisaner Künstler zuschreibt.

„Der Triumph des Todes.“ Dies grossartige Gleichnis des Lebens kam von weither, wie der Urgedanke des Christentums selbst, auf dunklen Wegen mit dem ganzen Geheimnis seelischer Fernwirkungen und des Aufkeimens weithin gestreuter Weltgedanken aus der indischen Urheimat plötzlich unter den Menschen Europas erschien und neue Gestalten, Sagen, Wunder und Hoffnungen gebar. Es ist die Sage des jungen Buddha, der mit glänzendem Jagdgefolge, nur des heiteren Lebens, nicht des Todes kundig, ausreitet, von bellenden Rüden umkläfft, die weissen Pferde wiehern in der Morgenluft, und plötzlich bäumen sie sich auf und halten an — vor Särgen. Vor drei offenen Gräbern hält auf diesem Bilde das Jagdgefolge. Drei Könige ruhen da . . . Einer von den Reitern hält sich die Nase zu vor dem garstigen Geruch der Verwesung. Und nun erscheint mit einemmal dem jungen Prinzen die Vision des wahren Lebens, und was sein wird nach diesen hellen Tagen. Und mit einer ungeheuren Phantasie kommt der alte Maler der alten Sage nach, er bringt auf dieser einen begrenzten Fläche die unbegrenzte und sich ewig wiedergebärende Fülle des

Lebens in ein Gleichnis, das mit unnachahmlicher Einfalt und Klarheit sich entrollt und in sich selbst zurückkehrt. Oberhalb der Särge steht ein Einsiedler mit einer Schriftrolle, darauf der Spruch der Betrachtung der Eitelkeiten und des Verzichts auf allen irdischen Hochmut zu lesen ist.

Darüber wird das weltabgewandte Dasein der frommen Einsiedler geschildert, fern von allen Lokkungen und Wirrungen. Sie lesen die heilige Schrift, stehen freundlich lächelnd vor den Fruchtbäumchen, die sie gepflanzt, sie melken die gute Hindin des Waldes, von Hirschen, Vögeln und Hasen umringt. Gegen die rechte Seite hin ist das Widerspiel dazu: Elende, Kranke, Sündige harren auf den Tod, der in Gestalt eines sensenschwingenden Ungeheuers mit Fledermausflügeln, Krallen, flatterndem Gewand und Haar ihnen mit grausamer Erfüllung naht. Haufen von Toten, die diese Megäre bereits gemäht, liegen unter ihr, die Seelen der Verdammten werden von teuflischen Fratzen zu Bergen emporgezerrt, in denen feurige Höllenschlünde die Sünder erwarten.

Und wieder rechts, ganz zusammengedrängt, am Rande des Bildes, das Ideal der Gläubigen und des Malers, der versöhnende, verhallende Schluss des Lebens- und Bilderkreislaufs: das Dasein der Seligen. Sie sind voll Freude und gefassten Glückes, unter ihnen weilt die Musik, glückselige Paare schreiten eng umschlungen im Garten der Wonnen, über welchem Engel schweben, die neue Würdige dem Kreise zuführen und ihre Auserkorenen den höllischen Unholden abringen. Es lässt sich nichts denken, das ursprünglicher, aus dem tiefsten Empfinden und ersten

Urerkennen unmittelbarer und gewaltiger geströmt wäre, als dieses Sinnbild mit seiner naiven Sinnlichkeit und kinderhaften Bildlichkeit.

Ihm schliesst sich unmittelbar „Das letzte Gericht“ an, beherrscht in der Höhe von den zwei Gestalten Christi und Mariens. Der Richter Christus weist die Verdammten für alle Ewigkeit zurück und zeigt die Wunde seiner Seite und seiner Hände, die sie verschuldet haben. Diese drohende Gebärde wirkt mit ihrer Energie, mit ihrer malerischen Bestimmtheit und Grösse auf die ganze kommende Kunst Italiens, mit diesem Christus ist die Gestalt des grossen Herrn des Lebens gleichsam in der körperlichen Wesenheit zum erstenmal völlig erkannt und völlig hingestellt. Sie schwindet nicht mehr aus der Vorstellung aller Kommenden. Unter diesen beiden Weltherrschern in kühner Zusammenfassung zur Kreuzform stossen vier Engel hinab mit den Schriftrollen des Urteils, es mit Posaunen verkündend, geduckt vor seiner Unerbittlichkeit der unterste kauernd und das Gesicht verhüllend. Dann weiter fünf Reihen ernster Seliger: Könige, Bischöfe, Heilige, Laien, ganz vorn verschleierte gute Frauen, unter ihnen eine Selige, die glücklich ihrer Tochter aus dem Grabe hilft. In der Mitte vorn vollstrecken gewappnete Engel die Urteile, übergeben die Gerechten der Gnade, ziehen die Ungerechten aus dem Kreis der Frommen, wo sie sich einschleichen wollen. Ganz rechts harren die Verdammten der Strafe mit einer unsagbaren Deutlichkeit und Verschiedenheit des Ausdrucks der Angst, körperlicher Schmerzen, der Wut, des Trotzes, Hohns und endlich der Er-

gebung, die keiner Äusserung des Entsetzens mehr fähig ist. Das tiefste Grauen vor dem Zorn des Schicksals grollt hier, und zugleich versöhnt die tiefste Zuversicht einer gläubigen Vision mit allen Schrecken, die sie heraufbeschworen.

Nach dieser Tragödie folgt die naive Bilderfolge der Fresken des Benozzo Gozzoli. Sie wurden schon zur Zeit des beginnenden Niederganges von Pisa bestellt und der florentinische Maler verherrlichte im Felde der Toten von Pisa die Gefilde der Lebenden von Florenz. Denn diese Stadt und ihre Menschen, ihr fruchtbares Ackergebiet, ihre gesegneten Herden, Werkstätten, Paläste, Frieden und Freude dieses Tals treiben auf diesen Bildern ihr heiteres Wesen. Die Farben sind ja jetzt ein wenig verblasst, aber wie müssen sie damals geglüht haben! Die Gestalten mochten fast herausgeschritten sein und einen Reigen der Anmut geführt haben, als sie eben fertig aus der Hand des Malers gekommen waren. Auf dem „Turmbau zu Babel" ragen florentinische Bauten im grossartigen Durcheinander zum Himmel. Die Medici und ihre Freunde, die ganze heitere Gesellschaft des vornehmen Florenz betrachtet dies Werk. Der Maler glaubt an die Möglichkeit des Gelingens dieses Babelturmes, wie er an den Weltberuf von Florenz glaubt; er erzählt die heiligen Geschichten mit der ganzen spassigen Freundlichkeit, mit der toskanischen Lust an gutem Witz, es ist die Stimmung eines Kreises weltfroher Florentiner Bürger darin, die bei gutem Landwein ihre Geschichten um die Wette erzählen, wer etwas Grossartigeres vorbringt, als die anderen, oder etwas Drollig-Verbotenes. Ein

guter, unbesorgter Cynismus, eine gesunde sinnliche Freude an den Gliedern schöner Frauen und an den Abenteuern verliebter Gesellen ist in diesen toskanischen Novellen. Dieses Geistes Kinder sind auch die gemalten Geschichten des Benozzo Gozzoli. Mit diesem Humor wird Vater Noah vorgeführt mit seinem unbändig-komischen ersten Rausch, dem die eine Magd zusieht, das Gesicht unverschämt-verschämt mit der Hand bedeckend, aber doch so, dass sie durch die gespreizten Finger durchsehen kann auf diese sehr unheilige Geschichte des heiligen alten Herrn. In dieser „Vergognosa" ist der ganze Geist der Florentiner Heiterkeit und in den tanzenden Gestalten von der Hochzeit Jakobs und Rahels die ganze Grazie der Florentiner Mädchen und Jünglinge. Ein Fest des Lebens schallt an dieser Stätte des Todes. Und die Kunst löst unwillkürlich mit ihrer tiefen inneren Bejahung des Daseins, mit ihrem seligen Überfluss an Lebens-, Geistes- und Sinnenkraft das Rätsel des Todes in die Gewissheit des Lebens auf. Sie lehrt die Wiederkunft des Frühlings, die sichere Unsterblichkeit der Menschheit, die über alle Gräber der einzelnen hinaus sich bewahrt und stets tausendfach erneut, was düster verscharrt wurde. Es ist der gute Geist Italiens, der in den schaffenden Menschen aufs trostreichste sich auswirkte: leben wir im Licht unserer guten Sonne, trinken wir unseren dunklen Wein und küssen wir unsere schönen Frauen, denn heute ist das Leben! Wir liebten die, die uns starben. Freilich müssen wir alle zu Grabe gehen, und all unsere guten Geschichten nützen uns nichts, all unsere schlauen Finten

mit denen wir die Narren hinters Licht führten und die schönen Frauenzimmer überlisteten, sind vergeblich gegen den Tod, freilich müssen wir ins Grab. Aber unsere Sonne, unser Land, unsere gesunden Glieder, all die Schönheit, die um uns voll Milch und Honig fliesst, ist eine Bürgschaft unserer Unsterblichkeit. Lasst uns fröhlich sein, denn Kraft und Lust, die von der Natur gesetzt sind, die Kraft und Lust braucht, lassen wieder neue Menschen wachsen unter der alten Sonne, unter den alten, vollen Weinstöcken werden neue Listen reif für neue Narren und für neue, verschämte Frauen, die überlistet sein wollen und darauf warten. Wir sind des Lebens würdig, wenn wir es im Ganzen und Vollen leben unter Wein und Rosen. Es war ein Fest, ein Spiel, ein zielloses Glück, ein goldener Überfluss. So konnte Florenz, das spielerische, sittenlose, wilde, das seine grosse Zeit wie in einer tollen Liebesnacht der Zeugung und Wollust durchbrauste, leben und unsterblich werden, indes das ernste, brave, treue Pisa armselig wurde und verkam, und nun in seinem Campo santo für alle Ewigkeit die heitere Lehre und Verherrlichung der glücklicheren Stadt vor Augen haben musste, die leichtsinniger und schlechter war. Es ist gar oft so, dass der Taumelnde besser geht als der Bedächtig-Nüchterne, dass der Dichter und Träumer Recht behält vor dem Siebenmalklugen, der unvorsichtig Dreinlebende vor dem Gescheit-Überlegenden, dass der einfach Fröhliche weiser ist als der traurige Sinnierer, dass Treue zum Narren wird und heisse Lustbarkeit an der vollen Tafel des Lebens sich wohl sein lässt, indes der Sparsame um sein ganzes Gut kommt. Die Natur will keine Grübler,

die von allen ihren Blüten Farbe und Frische abnagen wie schädliche Insekten, sie will Lebendige, Sinnlose, Schwärmer im Überfluss, Träumer in Wonnen, Dichter im Wachen, Denker in Fernen, sie will Mütter, die in Lust empfangen, um in Kraft zu gebären, sie will Tanz und Spiel, weil sie die Kraft im Überschwang werden lässt und sich nur in der Fülle erneut, indes alles Matte, Überkluge, alles vor Gedanken und Sorgen Kranke, alles Schwere, Müde, unfruchtbar wird und sich selbst auffrisst. Da brennt dann die Sonne unbarmherzig nieder, und das Schicksal spielt dem Bedächtigen übel mit. Das ist das traurige Geheimnis der ernsten, braven, stillen und toten Stadt Pisa, die vielleicht gestraft wurde, weil sie gar so gut, ja zu gut, zu fromm, zu ernst, zu treu war. So ist ihr Schicksal doch vielleicht nicht ohne Schuld gewesen. Wer sich ein karges Mass setzt, dem wird mit strengem Mass gemessen. Dem Übermütigen gewährt die Natur, was er mag. Greift er nach den Sternen, so darf er sie pflücken wie Weintrauben von dem vollen Ast. Alle Weiber, alle Siege, alle Gedanken, alle Werke fallen ihm in den Schoss, und dazu noch die lachende Unsterblichkeit, um die er sich am wenigsten bekümmert. Der Tod von Pisa ist das Leben von Florenz, und aus dem Felde der Pisaner Toten grüsst das Leben und die Lust.

INHALT

KINDERFRÜHLING

REISEAUGENBLICKE

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.